This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

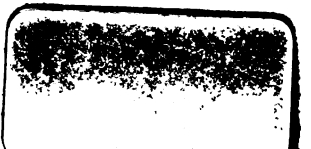
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

U 312 (Finch)



U 312

Die Harfe.

Herausgegeben

von

Friedrich Kind.

Fünftes Bändchen.

Leipzig

bei Georg Joachim Göschen 1816.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
16 FEB. 1937
OF OXFORD

Inhalt.

Seite

I. Madonna della Sedia. Von Fr. Kind. 1
II. Die Belagerung von Leipzig im Jahr 1546 und 1547. Erzählung von Friederike Lohmann. 13
III. Die Sachsenritter. Historische Romanze von F. Krug von Nidda. 95
IV. Reiseſcenen und Bemerkungen. Von St. Schütze. Beſchluß. 111
V. Der vierte Auguſt 1815. 151
VI. Oheim und Neffe. Erzählung von F. Laun. 167
VII. Briefe von Gellert, Käſtner und Lichtenberg. Mit Fac ſimile's der Käſtnerſchen und Lichtenbergſchen Handſchrift. 241
VIII. Vermiſchte Gedichte.
Die Rache. Von Arthur v. Nordſtern. 257
Dichtkunſt und Liebe. Von Th. Hell. 261
Lied. Von Luiſe Brachmann. 265
An einen Schmetterling. Von Haug. 267
Das Herzfenſter. Von Langbein. 269
Der Zwerg. Von Schmidt von Lübeck. 272
Das Landhaus. Von Buri. 275

Seite

Magdalene. Von Gustav Jördens. = 277
Gespräch mit der Abendluft. Von demselben. = = 279
Immer nur Sie. Von F. L. A. Frhr. von Münchhausen. = = 281
An eine Spröde. Von St. Schütze. = 283
Amors Augenbinde. Von F. Kuhn. = 285
Amor der Mahler. Von Eduard Bienemann. = = 289
Lenzfahrt. Von F. Krug von Nidda. = 290
An den Frieden. Von Arthur vom Nordstern. = = = 292
Wunsch. Von demselben. = 294
Sonnette. Von Eduard Bienemann. 295
Der Rosenmond. Von Buri. = 299
Der Stier und die Nachtigall. Von Haug. 300
Der Kometenwein. Von Adolph. = 301

IX. Denkmale.

Distichen bei Gelegenheit eines Festes auf dem Wasser. Von J. O. = = 305
Auf dem Wasser. Von F. Kuhn. = 308
Der Schloßgarten. Von Messerschmidt. 312
An die Frau Oberschulräthin Eschke. Von Langbein. = = = 323
Ein Traum. Von F. Kuhn. = 325
An Haug. Von Reuffer. = = 330
Agrionien für Th. Hell. Von F. Kind. 333
An Th. Hell. Von F. Kuhn. = = 338
Am vierten März. Von demselben. = 342
Schneebälle und Päonien. Von F. Kind. 348
Die Akazie. Von demselben. = = 350

I.

Madonna della Sedia.

Von

F. Kind.

Es hauſ't im wald'gen Grunde
Ein Klausner fromm und werth,
Den nah und fern die Runde
Gleich einem Heil'gen ehrt,
Weil Rath und Troſt er treulich giebt,
Und gute Werke rastlos übt.

Einſt öffnen ſich die Quellen
Der Tiefen und der Höh';
Der Felſenbäche Schwellen
Verwandelt Thal in See;
Bald ragt der Hütte Dach von Rohr,
Bald Glöckchen nur und Kreuz hervor.

Der Klausner klimmt von Zweige
Zu Zweig zum höchsten Baum,
Ob sich nicht Hülfe zeige
Im weiten Wasserraum;
Der Wipfel schwankt, die Woge droht,
Da naht ein rettend Fischerboot.

Als nun die Flut besonnen,
Und sich im goldnen Strahl
Die Hügel wieder sonnen,
Kehrt er zurück in's Thal,
Und wird des treuen Baums gewahr,
Des Schützers in der Todsgefahr.

Da hebt er fromm die Hände
Und betet auf den Knien:
„O du, Allgüt'ger, wende
Dein segnend Aug' auf ihn;
Erheb' ihn, Herr, zur Herrlichkeit
Vor allen Bäumen weit und breit!“

Es flüstert in den Zweigen,
Und aus des Wipfels Kranz
Sieht er sich Engel neigen,
Umwebt von lichtem Glanz.
„Ja“ — ruft der Greis — „es wird geschehn,
Der Herr vernahm mein gläubig Flehn!“

Längst schlief in stillem Frieden
Der Klausner unterm Moos,
Da schien dem Baum beschieden
Der andern Bäume Loos;
Vom Axthieb tönt der Wiederhall,
Der Boden bebt von seinem Fall.

Man übergiebt der Flamme
Der Aeste knisternd Reis,
Sägt Klötze von dem Stamme,
Die dann mit regem Fleiß
Ein Büttner dünner noch zerfällt
Und draus zu Fässern Dauben spellt.

An heißer Glut gegohren
Träuft reich der Traube Saft;
Die Fässer sind erkohren,
Zu zähmen seine Kraft;
Bald nehmen, angefüllt mit Wein,
Sie Platz im Herberg-Keller ein.

Wo bleibt nun, was verheißen
Dem frommen Klausner war?
Wer wird den Baum noch preisen
Vor seiner Brüder Schaar?
Er modert wohl in ew'ger Nacht,
Und sein wird fürder nie gedacht.

Vernehmt: Geleert vom Weine
Nach manches Jahrs Verlauf,
Wälzt man zum Tagesscheine
Der Fässer eins herauf;
Denn ein'ge Reifen sprangen ab,
Und neu winkt Evans Traubenstab.

Auch jetzt steht es umgeben
Von schattend dichtem Grün,
Mit welchem Ulm' und Reben
Das Vorgeländ umziehn,
Worunter oft bei Sonnenglut
So Hausgenoß, als Wandrer, ruht.

Einst glüh'n des Morgens Thore,
So Flur, als Wolke, glüht,
Und schöner, als Aurore
Nach stiller Nacht erblüht,
Tritt hold der Landschaft höchste Zier,
Die junge Hausfrau, vor die Thür.

Sie schaut entzückt die Ferne;
Es winken Engelgrüß
Die braunen Augensterne,
Und, wie zum Erstlingskuß
Die Knospe sich dem Zephyr beut,
Haucht ihre Lippe Süßigkeit.

Was ist's, das im Gewande
Die runden Händchen hebt?
Ein Knäblein, wie dem Lande
Der ew'gen Huld entschwebt!
Wie? sollte sie die Mutter seyn?
Es ist wohl nur ihr Brüderlein.

Wie um die reine Stirne
So glatt das Goldhaar fällt!
Wie jungfräulich die Dirne
Das Kind im Arme hält!
Und doch — ja, das ist Mutterlust! —
Sie preßt es lächelnd an die Brust.

Süß fächeln Morgenlüfte,
Es weh'n ein Wonnemeer
Der thau'gen Blumen Düfte
Um Kind und Mutter her;
Sie ruft nach einem Stuhl, und ruht,
Zart wie der Pfirsch' in Sonnenglut.

Mit seinem Weidenstabe
Herbeigeeilt geschwind,
Tritt fromm ein ält'rer Knabe
Zum jungen Nachbarkind,
Deß Aug', so klar, wie Himmelslicht,
Freund und Gespielen ihm verspricht.

Als so in Morgenfrische
Der Frauen Schönste sitzt,
Da wandert durch die Büsche
Ein Jüngling her; es blitzt
Sein feurig Aug'; denn nie so mild
Sah er der Lieb' und Unschuld Bild.

Und ihn ergreift Entzücken
Und Himmelsseligkeit;
Er muß der Erd' entrücken,
Was sie nur einmal beut;
Und doch, der hohe Maler hat
Zur Hand nicht Pergamen, noch Blatt.

Da fällt das Licht der Sonne
Matt glänzend auf das Rund
Der ferngestellten Tonne;
Er zeichnet auf den Grund
Des Bodens eilend die Gestalt,
Indeß sein Herz vor Freude wallt.

Sie wiegt das Kind im Schooße,
Das hell die Welt begrüßt;
Wie süß die junge Rose
Der Lippen sich erschließt,
Wie rein ihr Aug' herüberschaut —
Fürwahr, sie ist die Gottesbraut!

Wohl muß das Werk gelingen,
Führt er's so feurig aus;
Die morschen Reifen springen,
Er trägt sein Bild nach Haus,
Verstopft das Zapfenloch, und mahlt,
Bis engelschön die Heil'ge strahlt.

Und alle glüh'n in Wonne,
Die sie vollendet schau'n,
Und beten zur Madonne
Mit liebendem Vertrau'n;
Noch zeigt man auf der Tafel Grund
Die Spuren von des Fasses Spund.

So hat der Herr gewähret
Des Klausners fromm Gebet,
Zur Herrlichkeit verkläret
Des Baums geringes Bret;
Es trägt das Holz, dem so geschah,
Madonna della Sedia!

* * *

Die Mähr' hat mir erzählet
Ein Fräulein hold und gut,
Das Saitenklang vermählet
Der Farben Schmelz und Glut,
Und, selbst von Himmelslicht umstrahlt,
Nach Raphael das Bild gemalt.

Und was sie mir berichtet,
Hab' ich in Reim gebracht;
Fragt nicht, was dran erdichtet;
Die Lehr' ist nicht erdacht:
Der Herr erfüllt der Frommen Flehn,
Mehr, als sie bitten und verstehn!

II.

Die Belagerung von Leipzig

im Jahr 1546 und 1547.

Erzählung

von

Friederike Lohmann.

I.

Es war ein düstrer Dezembermorgen, der dritte des Weihnachtfestes. Schwere weißliche Wolken bedeckten den Himmel, und zogen rastlos über das bleiche Gestirn des Tages. So umwölkte auch Kummer und Sorge die Seele der einsamen Gertraud, die des verlaßnen Hauses wahrte, während die Männer auf den Markt gegangen waren, Bestätigung böser Zeitung zu holen. Schon seit mehreren Tagen drückten bange Ahnungen Leipzigs Bewohner. Kurfürst Johann Friedrich richtete sein Absehen auf die Stadt; Herzog Moritz ließ ernstliche Anstalten zur Gegenwehr machen; zagend sahen die Weiber, die Schwachen und Kranken in die Zukunft, die braven Männer drückten sich ermunternd die Hand. Heute war schon frühe das Geschrei gekommen, der Kurfürst sei in der Nähe mit

30000 Mann. Furcht und Sorge nahm nun überhand; die Universität war schon nach Meissen gegangen; viele Bürger flüchteten hinaus, und Getraud sah manchen Bekannten, der ihr wehmüthig ein Lebewohl zuwinkte. Ihre Thränen flossen stärker. Doch sie trocknete sie, als sie den Bruder mit Georg von weitem gewahrte; nicht so schwach wollte sie scheinen vor den Männern, nicht die Brust noch schwerer belasten, die schon die Sorge um die Vaterstadt trug. — Freundlich empfing sie die Eintretenden, und fragte nach dem, was sie erkundet hatten.

Es ist wahr, Schwester! begann Hans Rauscher mit Ernst, alles wahr! Wir waren selbst bei Herrn Fachsen, unserm Bürgermeister. Schwere Tage stehen dem guten Leipzig bevor; Gott möge uns schützen! Morgen kommen 10 Regimenter Fußknechte und Fahnenreuter von Naumburg zu unserer Hülfe herein. Wir wollen uns wacker vertheidigen, und wenn es seyn muß, sterben auf den Trümmern unserer Stadt. So denken alle Leipziger! wer aber fremd ist, und daheim noch eine Seele weiß, die um ihn zagt,

geschickten, weit gereisten Maler, seine Kunst zu erlernen. Sehr jung kam er in dieses Haus; noch jünger war Gertraud, seines Meisters einzige Schwester. So sahe er sie vor sich aufblühen in seltner Schönheit, sah ihre holde Sittsamkeit, ihr stillthätiges Wirken, ihre reine Unschuld, und gab sein ganzes Wesen ihr hin, ohne es eher zu fühlen, als heute, da der Gedanke der Trennung vor ihn trat. Schöner noch dünkte ihm jetzt ihre Gestalt in dem dunkeln häuslichen Gewande, frischer und blendender der reine Schnee ihrer Haut, goldener die blonden weichen Locken, die sich unter dem schwarzen Häubchen hervordrängten, anmuthsvoller der sanfte freundliche Blick der schönsten Augen. Ach, dieß herrliche Bild, mit unauslöschlichen Zügen in seiner Seele abgedrückt, sollte er künftig nur dort suchen, nie mehr wirklich sehen; die Geliebte, der sein Daseyn gehörte, sollte er in Gefahren verlassen, und feig ein Leben retten, das ohne sie keinen Werth hatte. Nein, sein Entschluß war gefaßt! mochten alle Leiden des verheerenden Kriegs Leipzig treffen, seine Mauern umschlossen seine Geliebte!

Die Gefahr ward indessen mit jedem Tage dringender. Die Vertheidiger zogen ein; Waffengeräusch füllte die friedlichen Straßen. Donnerstags den 29. Dezember zog alles Volk auf den Markt, wo die Bürgerschaft in Gegenwart Herzog Moritzens und seines Bruders, Herzog Augusts, den feierlichen Eid ablegte: treu zu seyn der Stadt mit Gut und Blut, bis an den Tod! Hoffnung und Muth rief dieser laute Ruf in Gertrauds bange Seele, und sie betete still zu dem Herrn der Welt: Laß dir unsere Gelübde wohlgefallen; sei unser Schirm, nimm dich Leipzigs an, und seiner braven Bewohner!

2.

Oft war die arme Gertraud jetzt einsam. Die Werkstatt stand leer, denn die friedliche Kunst floh vor dem Schwerdtgeklirr; immer hatte der Bruder mit Georg auswärts zu helfen, denn sie waren rüstige Männer, und die Ersten, wo es Noth that. Schon dunkelte der Abend, und noch waren sie nicht heim. Das Mädchen konnte kaum noch die Gestalten unterscheiden, siehe, da

gewahrte sie die Wohlbekannten von Ferne; aber sie waren nicht allein, ein Dritter begleitete sie, ein stattlicher Mann in kriegerischer Tracht. Eilfertig öffnete Gertraud die wohlverschloßne Pforte, und hieß den fremden Gast mit freundlichen Worten willkommen. Sie traten in das Zimmer, Gertraud machte die Kerze heller brennen, und rückte die schweren Stühle zu dem Tisch, auf welchem Speise und Trank der Männer wartete. Schüchtern sah sie, indem sie sich etwas entfernt niedersetzte, die hellbeleuchtete Gestalt des fremden Mannes, und jetzt nannte ihr der Bruder den Obristleutenant von Dieskau, der unter dem Obristen Sebastian von Walwitz das Fußvolk befehligte. Einst lernte Rauscher ihn auf seinen Reisen kennen, und ward von ihm als ein wackrer Künstler geschätzt. Gertraud glaubte bei seinem Anblick, sie habe noch nie einen Mann gesehen. Hoch ragte er empor über Georg und den Bruder, und sein leuchtendes Auge, so freundlich es lächelte, drohete mit hohem Muthe dem Feinde Verderben. Seine Wange war von der Sonne gebräunt, schwarze

Locken umwallten eine kühne trotzige Stirn, und ein oft wiederkehrender Anflug von Schwermuth milderte das Feuer seiner Blicke. Gertraud konnte das Auge nicht von ihm wenden; wenn er sprach, ruhete unwillkührlich die ergriffene Spindel, und sie hing zuhorchend an seinen Lippen. Sie hätte jetzt der Sorgen spotten mögen, die früher ihr Herz beengten; das Schicksal der Stadt schien ihr so sicher in dem Schutz des Helden, als habe sie schon den Abzug des Feindes, und die Befreiung der Bedrängten erlebt.

Dieskau ging; aber nur sichtbar verließ er Gertraud, sein Andenken umschwebte sie, sie fühlte sich verwandelt. Zu unschuldig, das keimende Gefühl zu verstehen, das sich ihrer bemächtigt hatte, hing sie ihm mit nie gekanntem Entzücken nach, und suchte die Einsamkeit, um mit den seltsamen Ahnungen ihrer bewegten Brust allein zu seyn. Die öffentliche Noth schwand jetzt völlig aus ihren Gedanken, ja sie erhöhte noch ihre stille wunderbare Seeligkeit; denn der Mann, der den tiefsten Eindruck auf sie gemacht hatte, war der Schützer ihrer Vaterstadt und

ihrer Mitbürger, er wollte für sie fechten, ihr Leben und ihre Sicherheit ruhete in seinem starken Arm. So schnell diese Regungen Gertrauds Seele erfüllten, eben so schnell entdeckte sie das besorgte Auge der Liebe. Es war Georgen am Abende nicht entgangen, wie der Anblick des Mannes, dem auch er seine Bewunderung nicht versagen konnte, auf Gertraud gewirkt hatte. Zitternd belauschte er die Bewegungen ihres ausdrucksvollen Gesichts, wenn Dieskau sprach, die Aufmerksamkeit, die alles andre vergaß, und nur auf ihn zu achten schien. Wohl sahe er, wie sie ihm nachsahe in der dunkeln Nacht, bis sein letzter Tritt verhallt war, wie sie dann gedankenvoll am Fenster stehen blieb, die Fragen des Bruders überhörte, und endlich wie aus tiefem Traum erwachend fragte: Bruder, warum er nur die schwarze Binde um den Arm trug, und oft so trübe blickte; ob er wohl Kummer hat? — Alles das hatte Georg beachtet, und eine schlaflose Nacht durchwachte er auf dem Lager. Frühe sprach Dieskau wieder auf einen Augenblick ein; Rauscher hatte ihn gestern gebeten, sein Haus

zur Wohnung zu nehmen; er kam jetzt, es zu versprechen. Da öffnete sich die Thür und Gertraud trat ein. Roth, wie eine Rose, verneigte sie sich tief, und die sichtbarste Verwirrung schloß ihren Mund. Georg stand abgewandt; er sahe ihre Bewegung, alles war ihm klar, und es ward Nacht in seiner Seele.

Schwester, begann Rauscher, der Herr Obristlieutenant will unser Haus zur Wohnung nehmen, wie ich schon gestern von ihm bat; es liegt bequem, und, kann er auch nur selten hier ruhen, doch findet er immer treue Herzen, und auch, in der bösen Zeit frohen Muth. Das ist alles, Herr, was wir Euch verbürgen können; ich halte, es ist viel in den Tagen der Trübsal. Komm, Gertraud, und reiche unserm Gaste die Hand, als Wirthin des Hauses! Zitternd gehorchte Gertraud; sie vermochte nicht, die freundliche Anrede des Kriegsmannes mit einem Worte zu erwiedern. Ein Tumult auf der Straße endete ihre Verlegenheit; man ging ans Fenster, und sah Haufen des Volks die Gasse hinab strömen. Feuer, Feuer! scholl es aus jedem Munde,

und Dieskau belehrte seine Freunde, daß man so eben das Georgenhospital vor dem Rannstädter Thor angezündet habe. Auch die Hallische und Rannstädter Vorstadt wird noch heute das Schicksal haben, sagte er. Wir dürfen keinen Platz schonen, den der Feind zur Verschanzung nützen könnte. Es wird Ernst mit unserer Gefahr; man will wissen, daß der Kurfürst nicht weit von Halle steht; die nächsten Tage können wichtig seyn. Aber wir dürfen nicht zagen, Freunde, sondern muthig auf Gott und unsern Arm vertrauen. Die Stadt ist wohlbefestigt, mit Lebensmitteln hinlänglich versehen, und was mehr ist, als alles, ihre Einwohner sind brav und fürchten keine Gefahr. Noch heute bekommen wir eine Verstärkung von 1300 Husaren; auch 300 Böhmen sollen vor Mittag eintreffen. Wir wollen die Belagerer empfangen, wie es sich ziemt!

Dieskau konnte nur kurze Zeit verweilen, und mit seiner Gegenwart schien Gertrauds Muth zu fliehen. Das wilde Geschrei auf den Straßen, die Ankunft der Husaren, das Geräusch der Waffen, die Wehklagen der heimlosen Bewohner der

abgebrannten Vorstädte; und endlich, als das Licht des Tages wich, die grausende Beleuchtung der Flammen, die sich über die ganze Stadt verbreitete, welch eine Vereinigung! Tausend Thränen der Angst und des Mitleids flossen aus ihren Augen; sie konnte für kein Geschäft mehr Ruhe finden. Nur die Einrichtung des besten Zimmers für den Obristleutnant, die der Bruder ihr auftrug, die Ordnung seines Gepäcks, das sein Diener brachte, gab ihr einige frohe Minuten. Nur, wenn er selbst seinen Posten auf kurze Zeit verließ, um bei ihr eine Stärkung zu nehmen, nur dann fühlte sie keine Sorge; dann war alles Ruhe und Sicherheit, und sie, die furchtsamste weibliche Seele, hätte an seiner Hand das dichteste Gedränge der Feinde nicht gefürchtet.

3.

Johann von Dieskau war ein edler Mann, Gertrauds reine Seele hatte nicht falsch gewählt. Aber sein Herz, dieß starke treue Herz, hing noch fest an einer jugendlichen Liebe, die der Tod getrennt hatte. Nicht nur der Flor um seinen

Arm, auch ſein umwölkter Blick zeigte tiefe Trauer. Als Jüngling ſchon liebte er Armgart von Ampach, und ward von ihr geliebt. Ihr Vater ſegnete den Bund, den zu vollziehen nur beider Jugend hinderte. Da entfernte der Krieg den Geliebten; Armgarts Vater ſtarb, und ſie kam unter die Hut eines Oheims, der nicht wie ihr Vater dachte. Er beſtimmte ihre Hand einem reichen Herrn aus Welſchland, Namens Bencolini, der ihm an Jahren gleich war, und gar viel galt bei Fürſten und Großen. Es fehlte nicht an Verſuchen, nicht an Schmähungen des Entfernten, aber Armgart blieb treu; ihr grauſamer Ohm und ſein Gehülfe nahmen ihre Zuflucht zur Gewalt, von welcher Armgart der Tod mitleidig erlöſte. Als Dieskau heimkehrte, um die Geliebte zu ſuchen, fand er ſie nicht mehr, und wie erbebte ſeine Seele, da ein alter frommer Diener des Hauſes ihm Winke gab, es ſei nicht unwahrſcheinlich, daß Armgarts eigne Hand ihr Leben geendet habe, ihm die Treue zu halten, die ſie in beſſern Tagen gelobte. Bencolinis boshafte Ränke hatten ihr keinen andern Ausweg gelaſſen.

Mit Flammenzügen grub sich diese schreckliche Ahnung in seine Brust. Seine einzige Hoffnung war nun die Rache. Er verfolgte Bencolinis Spur, und fand ihn ruhig im Schooße des Glücks. Gräßlich kalt trat er vor ihn, und forderte das Leben seiner Geliebten von der Hand des Mörders, indem er ihn zu ehrlichem Zweikampfe aufforderte. Aber der Mörder war feig. Er entfloh bei Nacht, und als der nachsetzende Dieskau ihn ereilte, dachte er niedrig genug, sich vor mehreren Zeugen von ihm beschimpfen zu lassen, ohne die Hand an das Schwerdt zu legen. Doch blutgieriger Haß kochte von jenem Augenblick an in seinem Herzen.

Dieskau trug nun die Trauer um seine Verlobte, und wollte sie immer tragen. Er haßte sein Leben nicht, denn es konnte der Welt nützen; sein Schmerz war ihm keine Bürde, sondern eine liebe, vertraute Gesellschaft. Jetzt rief sein Geschick ihn nach Leipzig zu neuem Kampfe, und hier war es, wo er Rauschern fand, der ihm einst in fremdem Lande als Landsmann lieb und bedeutend ward. Solche Eindrücke bleiben fest,

und erneuern sich, wenn wir das Antlitz wieder sehen, das sie einst in uns entstehen ließ; auch verdiente Rauscher die Achtung des Helden; er war ein gar kluger muthiger Mann, der sehr verständig über das Bedürfniß des Augenblicks dachte, und nicht Gut, noch Leben schonte, wo es galt. Dieskau kam in sein Haus, und Gertrauds reine herrliche Erscheinung ergriff ihn wunderbar. Nie hatte er so viel anspruchslose Bescheidenheit bei so viel Schönheit, nie dieses klare, unverkennbare Gepräge eines einfachen, offnen Gemüths gesehen. Die reinste Sitte adelte das Bild der Jungfrau, während ihr großes blaues Auge mit der Unschuld eines Kindes jede Bewegung ihres reinen Herzens verrieth. Sie war nicht geschickt, ihm, was sie fühlte, zu verbergen. Dieskau, ein Weltmann, kannte die Leidenschaften, und nur zu bald wußte er das Geheimniß, das Gertraud sich selbst nicht gestand. Eine süße Empfindung strömte durch seine Brust. Zwar war er fest entschlossen, der verklärten Geliebten die Treue nicht zu brechen; zwar konnte selbst die reizende Gertraud den Platz nicht füllen,

den jene besaß, und zu edel, ein Mädchenherz mit vergeblicher Hoffnung zu betrügen, wachte er über sein bewegtes Gefühl — aber dennoch that es ihm wohl, der Gegenstand einer Liebe zu seyn, die so ganz die erste, heilige Blüte des flekkenlosesten Herzens war. Wenn er aus dem Gewühl sorglicher mühender Geschäfte in Rauschers Haus trat, und Gertraud ihn mit freudeleuchtenden Augen empfing, wie eine liebende Hausfrau ihn bediente, das Beste hervorsuchte, was für ihn gespart war, und dann sich zu ihm setzte, seinen Erzählungen zu horchen — wenn er wieder von ihr schied, und sie ihre klaren Augen zu Boden schlug, die Thräne des Abschieds zu verbergen, und immer noch eine Warnung hatte, immer noch einmal nach der Zeit des Wiedersehens fragte — dann schwand wohl auf Augenblicke die Vergangenheit aus seinem Gedächtniß, und heiße Dankbarkeit, Wohlgefallen an der himmlischen Schönheit und Unschuld des Mädchens gränzten nahe an Liebe.

Gertraud fühlte sich glücklich, und wünschte nichts weiter. Für sie waren die Tage der Furcht

und Besorgniß mit dem schönsten Kranze des Lebens geschmückt. Erwachte sie einmal aus dem süßen Traum der Liebe, so schreckte nicht das Kriegsgeschrei sie auf, sondern Georgs, des armen, Georgs sichtbarer Kummer. Sie wußte seine trüben Blicke zu deuten. Daß er sie liebte, war ihr lange gewiß; auch sie hatte ihn zu lieben geglaubt, aber konnte sie dafür, daß es nun anders war? Sie verdoppelte ihre Freundlichkeit gegen ihn, sie suchte ihn auf, wenn er sie mied, und reichte ihm wehmüthig die Hand, wenn sie ihn einsam in starrem Schmerz fand. Er verstand sie wohl, doch die tiefe Herzenswunde konnte kein Mitgefühl heilen.

So stand es im Hause, während draußen alles arbeitete, die Gefahr abzuwenden. Das Hallische und Rannstädter Thor wurde verschüttet, einige Häuser an diesen Thoren abgetragen, und Geschütz aufgeführt. Den ersten und zweiten Januar kam Rauscher und Georg nur auf kurze Zeit nach Hause; denn alle Bürger mußten an der Befestigung der Stadt helfen. Auch das

Petersthor ward verschüttet, und sämmtliche Vertheidiger an ihre Posten gestellt.

4.

Kommst Du endlich, Bruder! rief Gertraud dem Eintretenden entgegen, und verließ den Stuhl, auf dem sie, vom Wachen ermüdet, entschlummert war. Sieh, schon dämmert der Morgen; wo bist Du doch diese lange Nacht gewesen? Willst Du schon jetzt Dich so entkräften, wie sollen Dich die künftigen Tage finden?

Sei ruhig, Gertraud, lächelte der Bruder, und ließ sich neben ihr nieder. Diese Nacht mußten wir arbeiten; auch habe ich wohl eher eine Nacht der Freude auf lustigem Gelage geopfert; wie viel lieber der Nothwendigkeit? Besoldete Arbeiter mühen sich nur lässig, wenn sie nicht sehen, daß auch der freie Bürger seine Kräfte dran setzt. Jetzt gilts! Der Kurfürst ist schon gestern in Halle gewesen. Jetzt hat er sein Lager zu Skeuditz. Von Merseburg hat er sich die große güldene Tafel, mit Edelsteinen

beſetzt, durch Veit von Pappenheim abholen laſſen, die Kaiſer Heinrich der Zweite der Thumkirche zu Ehren des heiligen Laurentius geſchenkt hat. Er ſoll ſie zur Löhnung ſeiner murrenden Soldaten verwandt haben.

Gertraud bebte ob dieſer Handlung. Vergreifung an kirchlichen Heiligthümern ſchien ihrer frommen Seele der höchſte Frevel. Hans fuhr fort:

Mit der erſten Dämmerung ſoll ein Ausfall gewagt werden. 200 Huſaren und 100 ſchwarze Reiter, die im Kohlgarten liegen, ſollen den Feind aufſuchen —

Und Dieskau? rief Gertraud.

Bleibt hier, wo ſeine Gegenwart nöthig iſt. Viele Jünglinge drängten ſich herzu, den Zug mitzumachen, aber ſo viel ich weiß, ward es keinem verwilligt.

Wo haſt Du Georg, Bruder? unterbrach ihn Gertraud angſtvoll.

Er blieb bei den Arbeitern. Er iſt überall, wo es etwas zu thun giebt. Ein braver thätiger Jüngling; immer ſtand er mir wohl an, aber

diese Tage machen ihn mir zum Bruder, und er soll es werden, so Gott unser Leben fristet! Er liebt Dich herzlich, Du konntest ihn immer gut leiden, und für seine Treue ist kein Lohn zu groß. Wohl dem Mädchen, das ihren künftigen Mann so prüfen mag in der Stunde der Gefahr, wo Mancher leichtsinnig von ihr weichen würde!

Gertraud wandte sich hinweg und verließ das Zimmer; ihre Thränen flossen unaufhaltsam; ach, warum konnte sie doch Georg nicht mehr lieben, Georg, den treuen, den redlichen Freund, der noch vor wenig Tagen — sie wußte es wohl — um ihretwillen die rettende Flucht verschmähte? Und für ein Hirngespinst wollte sie ihn tödtlich betrüben? Konnte sie, das einfache Bürgermädchen, dem Manne angehören, der so hoch über ihr stand? Lebte Dieskau für sie? Aber hegte sie denn auch so kühne Hoffnungen? wendet nicht auch die Blume, die am Morgen erblühte und mit dem Abende stirbt, ihr Antlitz liebend der Sonne zu, unbekümmert, daß der königliche Baum, an dessen Fuße sie blüht, die schönsten

Strahlen empfängt, und nur karge Blicke auf sie herabfallen? — So wollte auch sie ihn nur bewundern, ihn nur lieben, für ihn beten, und — keines Andern Weib seyn.

Kämpfe dieser Art entlockten ihr immer neue Thränen; gedankenvoll besorgte sie ihre häuslichen Geschäfte. Der Mittag war fast herauf, ihr Bruder ruhete im Lehnstuhl, sie saß müssig neben ihm, ohne auf die heftige Bewegung in den Straßen zu achten, bis ein lautes Geräusch den Schlummernden weckte, und beide ans Fenster zog. Sie kommen, sie kommen! tönte es herauf; ein Strom von Menschen quoll von der Gegend des Marktes her; bloße Schwerdter blitzten im Gedränge, und die verwirrten Ausrufungen des Volks belehrten die Schauenden schon von weitem. Sieg! wiederholte Rauscher das Wort, welches immer wieder erscholl, unsere braven Reiter kommen siegend zurück; o hinaus, hinaus, um selbst zu sehen, was ein Unterpfand des Glücks ist! —

Er stürzte hinaus. Der Zug kam jetzt so nahe, daß Gertraud ihn sehen konnte. Stolz

und freundlich ritten die Husaren daher; in ihrer Mitte gingen eine Anzahl Gefangene; stattliche Beute folgte auf Wagen. Gertraud wollte sich freuen — ach, da schauten zwei blutende Menschenköpfe, auf Spießen getragen, sie gräßlich an, und schaudernd entfernte sie sich vom Fenster. Schrecklich tönte ihr nun das Siegesgeschrei der Menge, der grauenvolle Anblick wollte nicht aus ihrer empörten Phantasie weichen. Es war das erstemal, daß die Gräuel des Krieges ihr so nahe erschienen, und doch war der tiefe Eindruck, den sie davon erhielt, noch Wohlthat gegen das Gefühl der kommenden Tage, wo die Gewohnheit, das Schrecklichste zu erleben, eine Art von dumpfer Gleichgültigkeit herbeiführte.

Kaum begann der Abend zu dunkeln, noch früher, als er sonst in dieser Jahrszeit einbricht, als Feuerschein die Helle des Tages ersetzte. Ein Meer von Flammen umgab die Stadt. Herzog Moriz hatte vor wenig Stunden Leipzig verlassen, und nach seiner Abreise standen Eutritsch, Gohlis, die Kohlgärten, die Mühlen vor dem Peters-

und Rannstädter Thor, die Grimmaische und Petersvorstadt, und das Hospital St. Johannis in Brand. Alles wurde von den Belagerten angezündet, damit der Feind sich nicht darin aufhalten möge. Die armen Bewohner wurden in die verlaßnen Universitäts-Kollegien gebracht. Gräßlich erleuchtete der Wiederschein der Glut Gertrauds düstres Zimmer, in welchem sie bang die Hände rang. Klagen und Seufzer, Angst und Verwirrung erfüllte die Straßen. Weiber und Männer eilten vorüber mit ihrer mühsam geretteten Habe, Kinder suchten die im Tumult verlorne Mutter, jammernde Mütter die Kinder. Die Männer standen flüsternd beisammen, und theilten Besorgniß und Trost miteinander. Es hieß jetzt, der Feind lasse sich bei Gohlis in Schlachtordnung sehen; eine unaussprechliche Bangigkeit ergriff Gertrauds Seele, und nicht eher ward sie ruhig, als im Kreise der kleinen Gesellschaft, welche die einbrechende Nacht endlich um sie versammelte.

Armgart von Ampach an Johann von Dieskau.

War es kein Traum, als ich Deinen Namen hörte? o so wäre ich ja hier nicht verlassen, wäre geschützt und gesichert im Arm der Liebe! Aber liebst Du auch die todtgeglaubte Armgart noch, wird der Anblick ihrer Handschrift Dich erfreuen? wird der Zuruf Dich erfreuen: Dieskau, Deine Armgart lebt, lebt für Dich, wie sie gern für Dich gestorben wäre? Doch hinweg mit diesen Zweifeln; schon genug beängstigt ist mein Herz; noch hält Deine Liebe es aufrecht; ich darf mir den letzten Stab nicht rauben lassen. —

Von meinen Schicksalen nur wenig Worte. Als man mich Dir rauben wollte, als mein grausamer Ohm und dieser Bencolini sich zu Herrn meiner Tage machten, und ich keine Aussicht mehr hatte, als die Hülfe der Verzweiflung, da entfloh ich mit Gefahr des Lebens. Aus meinem hohen Fenster ließ ich mich hinab an schwachen Seilen, und klimmte mit zerrißnen

Füßen den steilen Abhang des Felsens ins Thal herab. Meinen Schleier hatte ich an mein Fenster befestigt; man sollte meinen Tod glauben, und man glaubte ihn; so gerieth alles wohl. Aber freundlos irrte ich umher. Du warst fern; nicht einmal nach Dir zu forschen wagte ich, aus Furcht, entdeckt zu werden. Bei einer bejahrten Edelfrau, die mich nicht kannte, fand ich endlich Zuflucht und Ruhe; zwar war ich nur ihre Dienerin; aber sie hielt mich wohl, und ich hätte nichts weiter begehrt, hätten nicht neue Stürme auch diese Freistatt zerstört. Meine Herrin starb; ich drückte ihr die Augen zu; mit ihr war ich vor wenig Wochen nach Leipzig gekommen, wo mir alles fremd war. Krieg und Gefahr näherte sich der Stadt, und ich war allein. Eine alte Wittwe, Namens Renate, kam oft in das Haus, das ich nun bald räumen sollte; sie machte Bekanntschaft mit mir, und bot mir Zuflucht an in ihrer Hütte. Aermlich genug ist es hier, doch ich wollte ja nichts, als Ruhe und Verborgenheit, bis der Sturm vorüber, und die Stadt wieder

frei seyn würde, die ich dann zu verlassen, und Dich aufzusuchen gedachte! Du bist hier, Dieskau; gestern nannte die Alte Deinen Namen. Ach, sie ahndete nicht, was in dem Herzen der armen Magd vorging, die ihr zitternd gegenüber saß. Dieskau! ich sehne mich weg von hier. Ruhe und Stille, die ich suchte, finde ich nicht bei Frau Renaten; mir ist, als wäre ich an keinem guten Orte. Viele Menschen gehen aus und ein. Becherklang und wildes Getöse tönt oft zu mir in die nachbarliche Kammer. Meine Wirthin wollte mir anfangs ansinnen, mit ihr hinaus zu gehen, ihre seltsamen Gäste zu bedienen, die immer erst bei Anbruch der Nacht erscheinen; aber ich halte mich verborgen, und noch habe ich niemand, als Renaten und einen Buben gesehen, der mir wohlgefällt, und dem ich dieß Schreiben vertrauen will, es in Deine Hände zu bringen.

Himmel! was war das? Rette mich, Dieskau, rette mich! Bencolini ist hier; ja, ich habe ihn gesehen, ihn selbst, ob er gleich ver-

mummt war. Er muß meinen Aufenthalt wissen, ist vielleicht mit Renaten im Bunde. Gott! mich verzehrt die Angst. — Hier kommt der Bube; ich kann nicht mehr schreiben; aus seinem Munde erfährst Du meinen Aufenthalt.

6.

Es war den 6. Januar, als Kurfürst Johann Friedrich einen Trompeter in die Stadt schickte, sie zur Uebergabe aufzufordern; ihm folgte ein zweiter Herold mit einem weißen Stäblein, woran der Absagebrief befestigt war. Keinen Augenblick erschreckten die bedrohlichen Worte der Aufforderung die muthigen Leipziger; der Trompeter ward trotzig abgefertigt, und mit zehn Pferden bis an den Gottesacker begleitet. Hierauf hörten alle Glocken in der Stadt zu schlagen auf, und schon gegen Mittag kam ein Streifkorps der Belagerer ganz nahe heran; doch ward es von der Leipziger Besatzung glücklich in die Flucht geschlagen. Der Zwinger und die Stadtmauern wurden in vier Theile getheilt, und zu jedem Viertheil ein Theil der Bürgerschaft angewiesen.

Zwei Kompagnien und 60 Pferde blieben auf dem Markte stehen. Alles lebte in gespannter Erwartung, aber voll Muth und Kraft, voll Hoffnung und Vertrauen auf höheren Schutz. — Georg und Rauscher waren überall thätig, Rauscher mit dem fröhlichen Muth eines unerschütterten Gemüths, Georg mit zerrißnem Herzen. Er hatte Gertraud verloren, die ihm alles war. Ihre Liebe, sein höchstes Kleinod, gehörte Dieskau, und dieser war nicht unempfindlich gegen so viel Anmuth. So war denn nur ein rühmlicher Tod ihm übrig, und er beschloß, ihn zu suchen. Sein schönes heitres Auge, sonst so vertrauend in die Ferne blickend, hing nun trübe am Boden; seine Wange war bleich; er war nicht mehr derselbe; nur, wenn es auf That ankam, kehrte das alte Feuer ihm wieder. Gertraud vermied er, er vermied das liebe Haus, und achtete nicht der kalten Nächte in freier Luft auf dem gefahrvollen Posten. Ihm war nur wohl in dem Getümmel, das die sonst so friedliche Stadt durchtobte — gern richtete er sein Auge hinaus in das Lager, wo die Ge-

fahr lauschte, und immer drohender heranrückte. Der Morgen des achten Januars zeigte den ersten ernstlichen Anfall des Feindes auf die Stadt. Das Grimmaische und Petersthor wurden zugleich bestürmt; aber die Truppen, die auf dem Markte Wacht hielten, fielen aus, und nach kurzem Kampf war der Versuch vereitelt. Der Feind zog sich nun nach Connewitz und in die umliegenden Dörfer, nachdem er die Wasserkünste in Brand stecken ließ. So vergingen die trüben Wintertage, und keiner ohne Schrecknis. Nicht immer hörte man nur Jubel des Siegs. Eine Abtheilung der Belagerten, welche die Kirchhofsmauer umreißen sollte, ward überfallen; es begann ein hartnäckiges, dreistündiges Gefecht; die Belagerten mußten sich zurückziehen, und nun verletzten die Klagen der Verwundeten, der Anblick von Blut und Sterben das weiche Gefühl der friedlichen Bürgerinnen; mit Entsetzen wandten sich ihre Augen von den Scenen des rohen Kriegs!

In tiefer nächtlicher Dämmerung durchschritt Dieskau die einsamen hallenden Straßen; Trauer-

gedanken umschwebten ihn; er sah im Geist Raub und Gewaltthat, Blut und Mord hier wüthen, und die Stille gebar ihm Schauer auf Schauer. Eben befand er sich auf dem Neumarkt, nahe dem Pauliner Kollegium; ihm deuchte, als öffne sich die Thür eines kleinen Häuschens leise und verstohlen; aber er konnte nichts deutliches unterscheiden, bis eilende Schritte hinter ihm ertönten, und ein Jüngling zu ihm trat mit freundlicher ängstlicher Bitte um Schutz vor verfolgenden Feinden. Die zarte, jugendliche Gestalt rechtfertigte diese Bitte. Dieskau gebot dem Knaben, ihm zu folgen und muthig zu vertrauen. Schweigend gingen beide ihren Weg, bis, an des Marktes Ecke, aus tiefem Schatten eine verhüllte Gestalt auf sie zuschritt. Angstvoll schmiegte der Fremde sich an seinen Führer, der, in diesem Augenblick mörderisch angefallen, einen Stich mit dem Arme auffing, der dem Herzen galt. Ein gellender Schrei entfloh dem Munde des Jünglings, und ohnmächtig sank er zu Boden, während Dieskau mit der unverletzten Rechten sein Schwerdt ergriff, den fliehenden

Mörder zu verfolgen. Nur wenige Schritte, und die dichte Finsterniß ließ ihn den Eilenden nicht mehr erkennen; er kehrte um, seinen Schützling zu suchen, und fand ihn noch auf der nämlichen Stelle, wo eine im Sturm wehende, ersterbende Laterne gerade Licht genug gab, sich zu sehen. Daß Ihr Feinde habt, junger Mensch, hob Dieskau nun an, hat dieß Abenteuer gezeigt; wollt Ihr mir mehr davon sagen, so dürft Ihr meines Schutzes gewiß seyn. Schutz, deucht mich, bedarf Euer schwacher Arm und Euer schwacher Muth. — Der Jüngling erwiederte nichts hierauf, und jetzt war Rauschers Haus erreicht, wo matter Lichtstrahl durch die verschloßnen Läden drang. Sie wacht noch! murmelte Dieskau, und schlug an die Thür; sie wacht noch, und doch gränzt die Nacht schon an den Morgen! — Gertraud kam, zu öffnen.

Man trat in die Stube; Dieskau schlug seinen Mantel von der blutenden Linken. Gertraud flog mit einem Ausruf des Entsetzens an seine Brust. — Allmächtiger Gott, Ihr blutet — Ihr seid verwundet! o darum, darum also dieß

Angst, ehe Ihr kamt, diese gränzenlose Angst, die mir das Schlimmste verkündete! Zitternd riß sie sich los, schob einen Stuhl an den großen Ofen, der noch sanfte Wärme verbreitete, führte ihn dahin, und schloß den Schrank auf, Leinen zu holen und Wundwasser, das sie selbst bereitete. Dann kniete sie vor ihm nieder, und ihre heißen Thränen fielen in den Verband, den sie sanft und schonend ihm anlegte.

In einer dunkeln Ecke des Zimmers stand während dieses Auftritts der fremde Jüngling, und das Herz in seiner Brust blutete aus tausend unverbundenen Wunden. Unter dieser Hülle barg Armgart von Ampach ihre Flucht aus dem Hause, das ihr immer verdächtiger ward. Bei nächtlicher Weile entwich sie in den Kleidern des Buben, dem sie vertraut hatte, und als sie heimlos, verlassen, die Straße betrat, führte der Zufall ihr Dieskau zu, den sie nicht kannte. Wie der Verhüllte ihn anfiel, und ein Strahl des sterbenden Flämmchens auf den Mörder schien, erkannte sie nur zu genau Bencolinis Züge, und sank ohnmächtig zur Erde. Erwacht und gerettet, voll heißen Danks

gegen Gott, erreichte sie Rauschers Haus. Es öffnet sich; ein schönes Mädchen tritt ihr entgegen; sie sieht ihres Führers Gesicht — o Himmel, es ist Dieskau, der Geliebte, Gesuchte, an dessen Herzen sie nun ausruhen darf von des Lebens Stürmen! — Sie will seine Hand ergreifen, ihren Namen ihm nennen, in der Wonne des Wiedersehens alle vergangene Leiden vergessen — da sinkt das Mädchen mit lautem Angstruf an seine Brust, spricht mit süßer Traulichkeit von ihrer Sorge um ihn, pflegt liebend geschäftig seiner Wunde! — Todeskälte faßte Armgarts Herz; sie lehnte sich ermattet an die Säule des Fensterbogens, und heftete die starren Augen auf die hellumleuchtete Gruppe.

Gertrauds Arbeit war nun gethan, aber noch immer hielt sie die verletzte Hand in der ihren, noch immer strömten ihre Thränen. Sie erhob die schönen Augen zu dem geliebten Mann, der, in Anschauen verloren, die liebliche Gestalt betrachtete. Unordentlich schwammen ihre langen blonden Haare um Kopf und Nacken, und verhüllten fast die zarte Form; ihre Schönheit

und die heiße Liebe, die sie heute, von Angst überwältigt, so unverholen zeigte, bestürmte das Herz des Mannes; er öffnete seine Arme, sie an die Brust zu ziehen, und mit zärtlichen Tönen entfloh ihr Name seinen Lippen. Doch bald durchbebte ein schneller Gedanke an Armgart und die Seeligkeit vergangener Tage Dieskaus Herz; er bereute die Vergessenheit eines Augenblicks, und, des fremden Zeugen gedenkend, ließ er Gertraud sanft aus seinen umschlingenden Armen. Sie zu fliehen, beschloß er fest. Er wandte sich zu der bebenden Armgart.

Jüngling! redete er sie an, was kann ich für Euch thun? sprecht offen —

Armgart schwieg, und ihre Augen suchten den Boden. Ihr zittert, fuhr Dieskau fort und faßte treuherzig ihre Hand; seid ruhig, es soll Euch kein Leid widerfahren, so lange Ihr in meinem Schutz seid. Aber Vertrauen, junger Mensch, muß ich fordern. Wer seid Ihr? wer sind Eure Verfolger? — jetzt ruft mich die Pflicht, aber ich kehre mit dem Abend zurück, und erwarte Antwort auf meine Fragen. Weilt

hier so lange, ruhet aus von Schrecken und Angst, meine liebe Wirthin wird es Euch an nichts fehlen lassen. Lebt wohl, Gertraud! rief er nun, und ein wehmüthig zärtlicher Blick fiel auf das schöne Mädchen, dem helle Thränen von den Wangen rollten. Wo Gefahr ist, Gertraud, sagte er leiser, da ist der Herr mit uns; lebt wohl! Er riß sich los, und eilte über die Straße. Beide Mädchen sahen ihm nach, bis die Dunkelheit ihren Mantel um die geliebte Gestalt wob. Zum letztenmal! sagte Armgart laut und schmerzlich; Gertraud fuhr auf, und sah ihr starr entsetzt ins Gesicht.

Was war das? was für ein gräßliches Wort sprecht Ihr aus? rief sie, und hielt Armgart krampfhaft fest — oder täuschte ich mich? ja, ja, ich täuschte mich; es war nur eine furchtbare Ahnung, die es sprach, nicht Ihr. Ihr kennt ihn ja nicht, Ihr liebt ihn ja nicht. — Zum letztenmal! O guter Gott, dann sende mich ihm nach oder voran — besser — besser wird es dort seyn!

Neues Klopfen an der Hausthür unterbrach

Gertraud; die alte Magd hieß draußen den Eintretenden freundlich willkommen; es war Georg. Rauscher sandte ihn heim, einige Stunden zu ruhen. Er staunte, Gertraud wach zu finden, und ein Strahl von Freude überflog sein kummervolles Gesicht. Doch bald ward er ihre Blässe und ihr verstörtes Ansehen gewahr. Der Schimmer des sterbenden Lämpchens, das sich mit dem Grau des werdenden Tages mischte, gab ihren Zügen etwas geisterähnliches, das ihn erschreckte.

Liebe Gertraud! redete er sie an, was ist Euch? Ihr seid krank. Warum seid Ihr schon wach? oder habt Ihr diese ganze Nacht nicht geschlafen? Doch war es heute ruhig und still; o entzieht Euch doch nicht die Ruhe; es könnten angstvolle Tage und Nächte kommen, wo Kraft Euch Noth thun möchte.

Georg, antwortete sie, Du bist so gut, so engelgut! ach, ich weiß es wohl, ich bin es nicht werth. Ich konnte nicht schlafen; mich folterte gränzenlose Angst, eine schreckliche Ahnung. Lieber Georg, Du bist mein Bruder, Du kannst

mit mir leiden, aber nicht spotten. Wir werden Dieskau nicht wiedersehen, er ist in den Tod gegangen! —

Georg wandte sich ab, und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Seine Seele rang mit aller Kraft gegen den wilden Schmerz seiner Brust. Als er sich wieder ermannte, sah er die dunkle Knabengestalt in der Fenstervertiefung. Wer ist der Fremde? fragte er Gertraud.

Er hat ihn gebracht, sagte sie. O! wäre ich dieser Jüngling, wohnte Kraft in meinem Arm, hielte mich nicht Pflicht und Sitte! o wäre ich dieser Jüngling! Er durfte ihn begleiten, den Helden bewahren, wenn die Bosheit sich nahte, ihn warnen, in jeglicher Gefahr ihn beschützen. Doch, Gott legt ja oft auch Kraft in schwachen Arm, und mindestens möchte ich für ihn sterben. —

Und habt Ihr nicht mich, Gertraud? erwiederte Georg mit bebender Stimme — kann ich nicht für den sterben, den Ihr liebt? Ja, mein Leben hat noch Werth, ich erkenne es mit Freude. So lange Georg athmet, sollt Ihr nicht für

Dieskau zittern. Ich wünschte einmal für Euer Glück zu leben; jetzt ist das vorbei, vielleicht kann mein Tod es sichern!

Glücklich werde ich nicht mehr, Georg; ich war es, als ich Dich zu lieben glaubte. O hasse mich nicht, mein Bruder! Daß ich Dein schönes heitres Leben zerstört habe, das weiß ich ja, denn ich kenne Dein Gefühl. Aber, Georg, schone Dich; erhalte Dich; ich beschwöre Dich mit namenloser Angst —

Freundlich richtete Georg sie von seiner Brust auf, an die sie ermattet sich gelehnt hatte. Er bat sie, einige Stunden zu schlafen, und rief die alte Martha, sie in ihr Kämmerlein zu geleiten; denn Ruhe bedurfte die erschütterte Seele und der zarte, von Wachen und Sorge ermüdete Körper. Er war nun mit Armgart allein, die er fast vergaß; von qualvollen Empfindungen überwältigt, sank er in einen Stuhl. Da trat Armgart zu ihm, und weckte ihn aus seinen Träumen.

Ich muß fort, sagte sie; wollt Ihr mir einen Auftrag vollziehen?

Gern! antwortete der Betäubte, und sah verwundert die Bewegung des Jünglings.

Diesen Ring gebt in des Obristleutenants Hände, fuhr sie heftig fort; er wird ihm alles sagen. Doch, erst diesen Abend darf er ihn empfangen; versprecht mir das!

Ich verspreche es; aber wohin wollt Ihr, warum bleibt Ihr nicht?

Bruder! rief sie aus, mein Bruder! und faßte heftig zitternd seine Hand — so nannte Euch Gertraud, auch ich nenne euch so! fragt mich nichts, ich kann nicht bleiben. Gott gebe Euch Kraft, Euch und mir! lebt wohl!

Georg hielt sie fest. Wohin geht Ihr? — Gott wird mich leiten. — Sie strebte sich von ihm loszuwinden; doch vergebens. Ich lasse Euch nicht, sagte Georg; mir ist als ginget Ihr ins Unglück. Ihr seid so wunderbar gerührt, die Thränen dringen aus Euern Augen. Bleibt hier, bis Dieskau selbst kommt, und nehmt Euren Ring zurück.

Verwirrtes Getöse auf der Straße machte hier Georg schweigen. Er eilte ans Fenster; Gedränge

erfüllte die ganze Straße. Der Feind ist ganz nahe, riefen viele Stimmen zugleich, wir sind verloren! Jetzt kam auch Rauscher. Die Belagerer hatten sich mit 800 Pferden bis an die Lehmgruben vorgewagt; es entstand ein hitziges Gefecht; Obrist Wallwitz wollte selbst hinaus, und Rauscher ihn begleiten. Ungern ließ sich Georg zurückhalten, aber er mußte seinen Posten auf dem Wall wieder einnehmen, und so schieden die Männer mit Händedruck und Kuß. Martha bewahrte das Haus und die schlummernde Gertraud, die in einem Kämmerchen nach dem Hof nichts vom Tumult ahndete. Nach dem fremden Jüngling suchte Georg vergebens; er hatte den Augenblick des allgemeinen Aufruhrs benutzt, um vor Georgs Theilnahme zu fliehen.

7.

Der Sturm ward glücklich abgeschlagen; stolz und froh sah Rauscher die väterlichen Mauern wieder, die sein Arm beschirmen half. Georg aber, in dessen Händen Armgarts Vermächtniß an Dieskau geblieben war, wurde nicht sobald am

Abende von seinem Posten abgelöst, als er, seines Auftrags sich erinnernd, den Obristleutenant aufsuchte; und kaum warf jener einen Blick in das Papier, mit welchem Armgart den Ring umgeben hatte, als seine Seele sich in ihren geheimsten Tiefen erschüttert fühlte. Er starrte bald Georg, bald das Reiflein an, das seine bebende Hand daraus hervorzog. Es war das nämliche, das einstmals Armgart, die Todtgeglaubte, von ihm zum Pfande ewiger Treue empfing, und das er längst mit ihr begraben wähnte. Wer konnte dieses ihm senden, es mit diesen Worten ihm senden, als sie? Er beschwor Georg, ihm nichts zu verhehlen, und Georg erzählte mit dem Feuer des Mitleids, das Armgarts Schmerz und Zerstörung ihm eingeflößt hatte; er wiederholte jedes ihrer Worte, und klagte sich bitter an, den Unglücklichen aus den Augen gelassen zu haben. Eine Ahnung ergriff Dieskau, eine schöne und zugleich schmerzliche Ahnung. Die zarte, feine Gestalt, die mädchenhafte Schüchternheit seines Schützlings, ja selbst der süße Ton der Stimme, der ihm erst jetzt im Gemüthe wiederklang, Alles

schien die leise Hoffnung zu bestätigen: Armgart ist noch unter den Lebendigen! Anfangs fühlte er nur Entzücken, aber bald nahm Gram und Verzweiflung in seiner Seele Platz. Wenn es Armgart war, die ein gutes Geschick in seine Arme führte, die er vertheidigte, die von ihm ungekannt an seiner Seite war, so machte eine augenblickliche Verirrung seines Herzens sie zur Zeugin einer Begebenheit, welche ihr als Verrath an der so fest beschwornen Liebe erscheinen mußte. Dieskau wußte nicht, daß sie schon einmal ihm schrieb, daß der Brief durch die Unvorsichtigkeit des Boten verloren ging — daß Armgart ihn von ihrem Leben unterrichtet glaubte — dennoch erwog sein zartes Gefühl alle Schmerzen, mit welchen die Unglückliche, wenn es Armgart war, an diesem Morgen kämpfen mußte. Er gedachte ihres Bebens, als er ihre Hand berührte, und hätte sein Leben geboten, den unwiederbringlichen Augenblick zurück zu erkaufen. Vergebens wollte er sich der Züge des Knaben erinnern; die Finsterniß, in welcher er sich zu ihm gesellte, und später seine

Aufmerksamkeit für Gertraud, hatte ihn gehindert, auf den Fremden zu achten, und absichtlich suchte jener das Dunkel. Aber Georg malte ihm das unvergeßne Bild so treu! Die dunkeln feurigen Augen, die weiße Stirn, von rabenschwarzen glänzenden Locken beschattet, der sanfte schwermuthsvolle Zug des Mundes — konnte er Armgart verkennen? Sein Schmerz war gränzenlos; ohne Ruhe theilte er nun seine Zeit zwischen der Pflicht und dem Forschen nach der Geliebten — doch sie blieb ihm verloren. Finstere Schwermuth lagerte sich auf seinem Gesicht, und Gertraud, die nur für ihn lebte, nur mit ihm empfand, forderte ihn — bloß mit Blicken, doch um so dringender, zur Mittheilung auf. Ein einsamer Augenblick gab ihr, was sie wünschte. Dieskau's tief verwundetes Herz glaubte, das ihre zu heilen, wenn er ihr alles gestand; sie ward seine Freundin, seine Vertraute. Ein stolzes Gefühl hob ihre Brust; sein Vertrauen hatte den Unterschied vernichtet, den der Rang zwischen sie stellte; es hatte sie zu ihm empor gehoben. — Doch ihre Hoffnun-

gen, so leise sie sich regten, waren nun gestorben; man sah es an ihren oft zum Himmel gerichteten Blicken, sie hoffte nur auf das Glück jenseits der Sterne.

Auch die Bedrängniß der Stadt wurde von dem zwölften Tage des Januars an immer drückender. Einem blutigen Gefecht bei Zschocher machte die Nacht ein Ende. Doch kaum hatte sie ihre Schatten herabgesenkt, als der Feind eine Arbeit zum Verderben der Belagerten unternahm. Neun Schanzen wurden bis zum Morgen aufgeworfen; man hörte alle Schläge der Schanzgräber durch die öde Nacht; vom Walle feuerten die unermüdeten Vertheidiger unaufhörlich auf die Arbeiter, doch, durch falsche Feuer getäuscht, leider vergebens. Die Arbeit ward vollendet; tiefe Laufgräben verbanden die Schanzen mit einander, und das Beschießen von allen Seiten begann. Viele Gebäude wurden zerschossen, manches an den Festungswerken beschädigt; mehrere Menschen fanden auf den Straßen den Tod. Doch auch die Belagerten antworteten tapfer und besserten in der Nacht wiederum aus, was die feindlichen

Kugeln am Tage zerstört hatten. Selbst in Rauschers Haus fiel eine Kugel, und dicht vor der einsamen Gertraud nieder. Von allen Seiten beängstigt vergaß sich ihr Herz zu dem leisen Wunsche, von dieser Botin des Todes getroffen worden zu seyn, aber bald verwarf ihn ihre fromme Seele, und sie dankte Gott für die wunderbare Erhaltung. Und abermals schickte der Kurfürst einen Herold herein mit der bedrohenden Warnung, die Vertheidigung aufzugeben, weil er ansonst nicht mehr schonen und die Stadt in einen Schutthaufen verwandeln wolle. Es wurde Rath gehalten; einmüthig fiel der Schluß dahin aus: Leben und Gut zu wagen, um den geleisteten Eid zu halten. Man erfuhr in Leipzig, daß der Feind mit Verachtung von den Belagerten sprach, und eine Plünderung beschlossen hatte, die selbst die fremden Meßwaaren nicht verschonen sollte. Die Einwohner wurden darüber äußerst erbittert; der Herold erhielt eine trotzige Abfertigung; man richtete am Henkersthurme *) ein

*) Der Henkersthurm stand zwischen dem Pe-

höhnendes Bild auf, das dem Feinde seinen Mangel an Sold und noch Anderes vorwarf. Dagegen feuerten die Belagerer hitziger, als je, aus dem groben Geschütz auf die Mauern, und sandten Feuerkugeln in die Stadt, deren Lage mit jeder Stunde schrecklicher ward.

8.

Armgart verließ Rauschers Haus mit zerrissenem Herzen. Wohin? wußte sie nicht; sie meinte, der Tod müsse sich ihrer erbarmen. Anfangs folgte sie dem Strom der Menge, die nach dem Markte hindrängte, bis sie auf einmal mit Entsetzen Frau Renaten dicht neben sich gewahrte. Da entschlüpfte sie behende durch einen Seitenweg, und trat endlich, betäubt von Angst und

ters- und Grimmaischen Thore beinahe in der Mitte; die Feinde wollten ihn einschießen, damit der Schutt die Gräben füllen, und ihnen den Uebergang erleichtern möchte, die Belagerten aber trafen mittelst einer angelegten starken Kette sehr geschickte Anstalten, daß der Thurm, wenn er fiel, nach der Stadt zu fallen mußte.

tausendfachen Schmerzen, in ein offnes Haus, wo mehrere Bürger an langen Tischen saßen, und bei ihrem Frühstück über die allgemeine Noth rathschlagten. Schüchtern forderte Armgart eine Stärkung, der sie sehr bedürftig war, und ihre Augen forschten in dem Gesicht der Wirthin, ob es thunlich sei, sich ihr zu entdecken. Sie setzte sich in den entferntesten Winkel des Zimmers, und weit entfernt, an den Gesprächen der Uebrigen Theil zu nehmen, kehrte ihre Erinnerung zu den vergangenen Stunden zurück, die ihr auch die letzte Hoffnung entrissen.

Aber Benatens Blicken war Armgart, trotz ihrer Verkleidung, nicht entgangen; sie folgte ihr von weitem, sah sie in jenes Haus treten, und suchte nun schnell Bencolini auf, ihm die Verlorne wieder in die Hände zu liefern. So war nur kurze Zeit vergangen, und noch hatte Armgart keinen Augenblick gefunden, der beschäftigten Wirthin Rede abzugewinnen, als sich die Gesellschaft um zwei Personen vermehrte, die, sich nicht weit von Armgart niederlassend, einen Becher Wein begehrten. Es waren zwei Mön-

ner, einer schon im Greisenalter, der Andere jünger, aber mit einem finstern menschenfeindlichen Blick. Armgart, in tiefes Nachsinnen versunken, achtete anfangs wenig auf sie; doch bald kam in ihrem Gespräch ein Name vor, der sie nur zu sehr anzog. Der Alte nannte sich den Diener der Frau von Minkwitz, einer Jugendfreundin Armgarts, und sprach von ihr, als von einer Gegenwärtigen. Armgarts Herz schlug hoch auf für Freude; sie war entschlossen, eine Frage zu wagen; doch lange hinderte sie ihre Schüchternheit, bis die beiden Fremden ihr zuvorkamen. Der Alte sah sich um, und rief Armgart mit so vertraulichem Tone, als ihre Knabenkleidung erlaubte, zu sich, indem er ihr den großen gefüllten Becher zum Trunke darbot. Erröthend nahte sie sich, und setzte sich auf sein Begehr, vor dem finstern Blick seines Gefährten erbebend. Rede und Gegenrede ließ sie endlich dem Zweck ihres Strebens näher kommen, und sie fragte den gesprächigen Alten nach derjenigen, die er seine Herrschaft genannt hatte. Wie zitterte sie vor Freude bei seiner Antwort! Frau von Minkwitz,

hieß es, sei nebst mehreren adlichen Frauen vom Lande herein geflüchtet, und wohne auf der Pleissenburg. Der Alte erbot sich, Armgart zu ihr zu führen, doch mit dem Vorbehalte, daß sie ihn hier erwarte, weil er noch manches Geschäft in der Stadt abzuthun habe, auch seine Herrschaft zuvor benachrichtigen müsse, als weßhalb er auch nach Armgarts Namen fragte. Voll Danks gegen die Vorsicht, die ihr so wunderbar Hülfe sandte, forderte Armgart von der Wirthin Schreibgeräth, und schrieb wenige Worte zur Belehrung ihrer Freundin, die sie dem Alten versiegelt reichte. Man verabredete die Zurückkunft, und sie bat nur bis dahin um ein einsames Kämmerchen in dem Gasthause. Hier war sie mit sich selbst allein, und konnte ungestört an Dieskau denken. Gertrauds Bild kehrte ihr wieder in all seiner Schöne; sie sah die Liebe in ihren Blicken, und Dieskaus Augen mit jenem Ausdruck auf das Mädchen geheftet, mit dem er sonst nur sie betrachtete. Vereinzelt und heimlos, von der einzigen Stütze ihres Lebens verlassen, was war nun ihr Schicksal? Sie wünschte nichts mehr, als an dem

Busen der Freundschaft eine Ruhestätte zu finden, und keine innere Stimme flüsterte ihr Mißtrauen gegen den Zufall ein, der sie dieß Glück erwarten ließ.

Der Tag verstrich, die Dämmerung brach ein, der Alte verzog noch immer. Es war acht Uhr Abends geworden, Sturm und Schneegestöber tobte draußen — endlich hörte sie Tritte nahen, und der Erwartete trat zu ihr ein. Er brachte ihr Grüße von seiner Herrschaft; er ging ehrerbietiger mit ihr um, als bei ihrem ersten Zusammentreffen; es schien, er wußte, wer sie war. Draußen fand sie eine Sänfte; der Alte ging neben ihr her. Die Finsterniß hüllte alle Gegenstände ein; sie bemühte sich vergebens, die Straßen zu unterscheiden, durch die der Weg führte, bis die Sänfte hielt, und der Alte heftig an eine Thür klopfte. In Armgarts Seele regte sich jetzt auf einmal eine leise Furcht vor Betrug; man erschien mit Licht in der Thür; die Sänfte ward geöffnet, und der Alte ergriff unsanft Armgarts Hand, die in dem nämlichen Moment Renaten erblickte. Zitternd vor Ent-

ſetzen, ward ſie in das wohlbekannte Haus gezogen; ihre Sinne ſchwanden, und nach langer Ohnmacht fand ſie ſich in einem kleinen, feuerfeſten Gemach auf ebner Erde wieder, deſſen hohe vergitterte Fenſter ihm das Anſehen eines Gefängniſſes gaben. Renate war bei ihr, und ſuchte ihr beizuſtehen, doch ohne auf ihre Klagen zu antworten; ſie ging endlich, nachdem ſie ſie mit Speiſe verſorgt, und ihr die Kleider gebracht hatte, die Armgart vor Kurzen bei ihrer Flucht hier zurück ließ. Kaum war der Morgen erſchienen, als das Schließen an der verſperrten Thür Armgart einen Beſuch ankündigte. Sie verblich, da ſie Bencolini eintreten ſah. Seine zu hämiſcher Freundlichkeit verzerrten Züge flößten ihr einen Schauer ein; ſein Anblick rief alle frühere Leiden zurück; ſie bedeckte ihr Geſicht mit der Hand.

Höhniſch lächelnd wünſchte er ſich Glück, ſie nach ſo langem Forſchen wieder zu beſitzen, und erinnerte die Weinende an das unglückliche Bündniß, das der Wille ihres Oheims unauflöslich mache. Er ſprach mit einer Zuverſicht, die Arm-

gart beleidigte, und vermischte seine fast drohenden Worte oft mit liebkosenden Schmeicheleien, von denen ihr Gefühl noch tiefer verletzt ward. Mit Festigkeit und Stärke antwortete sie ihm; sie suchte nicht den Abscheu vor seinen Verfolgungen zu bergen, und nach einem kurzen Gespräch verließ er sie in gränzenloser Wuth; sie würde vor seinen Blicken gezittert haben, wäre nach so erschütternden Schlägen ihre Seele noch einer Regung von Furcht zugänglich gewesen.

Die Stille in Armgarts Gefängniß wurde nicht wieder unterbrochen, seit Bencolini zürnend von ihr geschieden war; nur zweimal des Tages kam jener stumme finstre Mann, der damals im Gasthause den Alten begleitete, um ihr Speise zu bringen. Wie sie ihn wiedersah, erinnerte sie sich des Schauers beim ersten Erblicken seiner unfreundlichen Züge; das Gewicht ihres Unglücks fiel lastend auf sie, und ihre Thränen flossen häufiger, doch ohne von ihm beachtet zu werden. Aber je weniger irgend ein Ereigniß das dumpfe Einerlei ihrer Lage abänderte, desto lebhafter ging es außerhalb ihres kleinen Aufenthaltorts

zu. Kaum sank die Nacht herab, so hörte sie neben sich das Geräusch vieler Stimmen, oft heftigen Streit führend, oft auch jubelnd, bis der Morgen Ruhe herbei führte, wo denn wieder der grause Schall des Geschützes in ihr Ohr drang, und die Vorstellung von Dieskau's Gefahr sich zu ihren zahllosen Leiden gesellte. Allnächtlich kehrte das seltsame Gelag in ihrer Nähe wieder, und gewöhnlich ging sie erst dann zur Ruhe, wenn die Zecher sich entfernten; nur einmal, da ihr schon mehrere Tage in der Gefangenschaft verstrichen waren, blieb alles ruhig, und eine Ermüdung, wie sie die Abspannung aller Seelenkräfte endlich herbeiführt, drückte ihr die Augen zu. Doch nicht lange konnte sie geschlafen haben, da weckte ein näheres, lauteres Geräusch sie aus einem Traum von Freiheit und Glück! — Sie ermunterte sich, und hörte dieselben Stimmen, die hier so oft schon von ihr unterschieden wurden; nur begriff sie nicht, warum sie jetzt auf einmal ihr so nahe schienen, daß sie sogar Worte vernahm, die der schlaftrunkene Sinn noch nicht zu reimen verstand. Sie richtete sich auf ihrem

Lager empor; undurchdringliche Finsterniß umgab sie; sie legte sich wieder, und bemerkte nun deutlich, daß die Stelle, wo ihr Kopf ruhte, dicht an der Wand, welche sie von den Sprechenden schied, ihr zum Hören vorzüglich günstig war. Wahrscheinlich war die Wand hier ganz dünn, vielleicht einmal zu irgend einem Zweck durchbrochen gewesen; ihre Gedanken hierüber endeten bald, denn nun nahm das Gespräch eine Wendung, die alles Andere aus der Seele der Hörerin verbannte. Sie bemerkte, daß jemand in den Kreis getreten war, den man lärmend bewillkommte, und wegen seines Verweilens befragte. Bencolini's Stimme antwortete:

Wieder vergebens! sagte er; er kann sich fest machen, meine ich. Aber, bei allen Heiligen! meiner Rache soll er nicht entgehen!

Ist das der Grund unserer Zusammenkunft? riefen mehrere Stimmen zugleich; was haben wir mit Eurer Rache zu schaffen? Laßt jetzt Euren Privatnutzen aus den Augen, und denkt ans Ganze!

Das Ganze geht mit meinem Vortheil Hand

in Hand — war die Antwort — mit Dieskau fällt ein Vertheidiger der Stadt, der nicht verächtlich ist, und nicht eher wird meine Seele Ruhe finden, bis er nicht mehr athmet. Noch bleibt mir ein Mittel, ihn zu locken. Er sucht Armgart von Ampach; wir wollen sie ihm nachweisen, und statt ihrer mag er den Tod in den Arm schließen. Hört mich an! —

Armgart bebte; sie legte ihr Ohr dichter an die Wand. Die Thür öffnete sich wieder; Renate trat mit einer Nachricht ein, und nach einer kleinen Pause ward das Gespräch, wahrscheinlich ihretwegen, italiänisch fortgesetzt, welcher Sprache Armgart unkundig war. Dieskau's Name kam oft vor, oft schienen die Sprechenden nicht gleicher Meinung, alle Stimmen brüllten zugleich. Gränzenlose Angst folterte Armgart; die Thür klang von neuem; sie hörte Renatens schleichenden Gang auf der Flur. Deutsch gesprochen! sagte eine rauhe Stimme: ich verstehe mich schlecht auf Euern welschen Schnickschnack.

Wohl denn, fuhr Bencolini fort. Ihr wißt

jetzt, warum Aufschub bis zum genannten Tage noth ist. Die Belagerer sind von allem unterrichtet. Zur bestimmten Zeit wird ein Detaschement sich von einer andern Seite der Stadt nähern, um die Besatzung irre zu führen, während wir durch den geheimen Gang nach und nach eine Anzahl Soldaten einlassen, groß genug, unserer Sache den Ausschlag zu geben. Jeder weiß seine Pflichten; doch werde ich Euch noch einmal belehren, was im Augenblick zu thun obliegt.

Ihr redet immer von Pflichten, sagte die vorige rauhe Stimme, sprecht auch einmal von unserm Lohn, dessen noch keiner etwas gesehen hat.

Ja, riefen alle, von unserm Lohn redet! — wir leiden Mangel, während Euch das Gold der Feinde zuströmt. Oeffnet einmal Euren Seckel, und gebt uns einen Theil von Euerm Ueberfluß.

Der Lärm wurde nach diesen Worten so groß, daß Armgart sich vergebens anstrengte, etwas zu vernehmen, doch hörte sie nach einer Weile, daß der Streit gütlich geschlichtet war.

Man rief Renaten, die Becher zu füllen, und der Rest der Nacht verfloß, wie alle übrigen. Armgart schauderte bei der Ueberlegung des Gehörten. Gott! — sie wußte Dieskau's Gefahr, sie wußte die Gefahr der tapfern Vertheidiger ihrer Mauern, und konnte nicht warnen, konnte nicht helfen. Verzweifelnde Angst bemächtigte sich ihrer Seele; sie marterte sich vergebens, eine Möglichkeit zur Flucht, ja nur zur Bestellung eines Briefes an Dieskau zu ersinnen. Diese engen Mauern, diese fest versperrte Thür, boten der Kraft ihres Willens, der Angst ihrer Seele Trotz. Als im Hause alles still ward, mehrte sich ihr Entsetzen. Bencolini war nun auswärts, führte vielleicht schon den Streich auf das Leben des Geliebten. Ein einziger Trost blieb ihr, ein Trost, der sonst ihr Herz zerrissen hätte: Dieskau wird nicht der Aufforderung folgen, die sich des Namens Armgart bedient; er liebt mich nicht mehr, nicht nach mir wird er forschen! — Aber könnte nicht das Mitleid ihn führen? O ihr guten Engel, übernehmt ihr seinen Schutz; ich muß ihn unthätig morden lassen! —

Gegen Mittag erschien ihr Wächter wie gewöhnlich. Wie er sich wandte, sie zu verlassen, und sie die offne Thür gewahrte, deuchte es ihr auf einen Augenblick möglich, neben ihm hin zu entschlüpfen. Sie vergaß alle andere Hindernisse, und sprang auf, ihm nachzueilen. Bei dem Geräusch ihres Schritts sah er kalt und finster sich um. Was wollt Ihr? rief er mit fester, donnernder Stimme, und halb ohnmächtig stürzte sie vor ihm nieder. Hülfe, Barmherzigkeit! flehte sie. — Oeffnet mein Gefängniß; ich bin nicht arm, und will einst Euch lohnen; seid menschlich, es gilt mein Leben!

Schweigt! antwortete er hart und drohend. Glaubt Ihr mit einem Knaben zu reden? Wißt, ehe vergießt Andreas sein Blut, ehe er Euch diese Pforte aufthut, die ihm zu hüten befohlen ist. Ihr bleibt, wo ihr seid, bis mein Herr Euch selbst heraus führt. — Er ging, und die Thür flog klirrend hinter ihm zu; Armgart hörte sie mit all ihren Schlössern verwahren, und Grauen des Todes durchschauerte ihre Brust.

9.

Ein langer schrecklicher Tag verfloß. Die Dämmerung sank herab, und wandelte sich in Nacht. Ihr Wächter brachte kein Licht; doch sie vermißte es nicht, sie starrte hinauf zum dunkeln Fenster, wo ein einzelner Stern flimmernd durch die Dunkelheit strahlte. Alles war ruhig, nur der ferne hohle Ruf der Wachten auf dem Walle drang, vom Sturme herübergeweht, dann und wann klagend in Armgarts Kerker. Kein Glockenschlag kündigte das Entfliehen der Zeit an; matt von Kummer und Thränen, war Armgart auf ihr Lager gesunken. Horch! da klang es an der Thür. Die Schlösser thaten sich auf, und Andreas trat ein. Er nahte sich dem Lager. Steht auf, sagte er leise mit milder Stimme; steht auf und folgt mir nach.

Wohin? rief Armgart, ohne irgend eine Vermuthung zu bilden, doch von Ahnungen durchbebt.

Still, um Gotteswillen, war die Antwort, kein Wort, oder wir beide sind des Todes! Er

faßte ihre Hand und zog sie aus der Thür, die er eben so sorgfältig als vorher verschloß. Schweigend, die Lampe mit der Hand umhüllt, führte er Armgart zu der Kellerthür in der Ecke der Hausflur, und deutete ihr an, ihm hinab zu folgen. Sie gehorchte nicht ohne Zittern; doch das Gesicht ihres Führers, so ganz anders als vorher, gab ihr Trost; auch war ihr Schicksal zu schrecklich, um noch etwas zu fürchten. Andreas leuchtete mit der Lampe im Keller umher, wo sich rings an den Wänden Gerüste von Bretern zogen. — Gefunden! murmelte er nach einer Weile, und that ein kleines Pförtchen auf, das mit den Bretern, die es versteckten, zugleich wich. Immer mir nach! wandte er sich zu Armgart, es sind zwanzig Stufen; haltet Euch rechts, denn zur Linken sind sie versunken. Bleibt stehen, bis ich die Thür wieder verschlossen habe. — Feuchte Luft wehete Armgart entgegen, die Lampe brannte düsterer. Die Stufen waren nun zurückgelegt; sie sah sich in einem niedern Gewölbe, dessen Dunkelheit, verbunden mit der Ungleichheit des Bodens, jeden Schritt

unsicher machte. Aengstlich ergriff sie Andreas dargebotne Hand, und wagte zugleich eine Frage nach dem Schicksal, welchem er sie entgegen führte.

Ihr seid gerettet, Fräulein! antwortete er, und ich halte, Ihr werdet mir nun wohl mein rauhes Benehmen verzeihen, das zu Eurer Befreiung nöthig war. Wir waren heute nicht ohne Zeugen, als ich Euch so hart anließ. Bencolini, den ich damals noch Herr nannte, stand hart hinter der Thür, und, wollte ich ihn täuschen, so mußte ich Euch schon noch einmal betrüben. Jetzt, dem Himmel sei Dank, sind wir beide vor ihm sicher. Euch führe ich in die Stadt, und mir bleiben andere Schlupfwinkel, mich vor seiner Rache zu bergen. Andreas taugt nicht für solche Geschäfte; ich bin wohl rauh, aber ehrlich, es hat mich genug gekostet, Euch nothgedrungen betrügen zu helfen; denn vom ersten Anblick fühlte ich Mitleid mit Euch.

Dank Euch, ewigen Dank, schluchzte die Erfreute, und einst reicher Lohn, wenn das Schicksal mich zu verfolgen aufhört! Doch

sprecht, Andreas, wo sind wir? laßt mich den Weg der Rettung kennen, den ich wahrlich nur an Eurer Hand ohne Furcht gehe.

Ihr sollt wissen, Fräulein, entgegnete Andreas, daß wir uns in einem Gange befinden, der gerade in die Paulinerkirche führt. Wenn mir recht ist, sind wir jetzt unter einem der vorderen Paulinergebäude; von hier aus wird der Weg breiter und sicherer. Zittert nicht, Fräulein, und ob Ihr auch allein hier ginget! In der Oberwelt sind Eure Feinde, und hier unten könnte Euch höchstens der Schatten eines friedlichen Mönchs begegnen, vor dem ihr mit einem andächtigen Kreuz ruhig vorüberwallen möchtet.

Armgart blickte schüchtern in die dunklen Ecken des Gewölbs, und schmiegte sich fester an ihren Führer. Beide wanderten still und eilend weiter, und kamen bald an eine Stelle, wo der Weg sich theilte. Andreas wandte sich links, und Armgart fühlte, daß ihre Bahn sanft aufwärts stieg. Und wohin führt der zweite Weg? fragte sie.

Das frommt Euch nichts, murmelte Andreas; nehmt Eure Freiheit, und verbergt Euch klüglich. Sollten die Belagerer in kurzem Meister der Stadt werden, so gehet nur keck hervor, und fraget nach der Frau Gräfin von Oldenburg, die bei ihrem Gemahl im Lager ist, und mit ihm einziehen wird. Ich kenne sie wohl, und Ihr sollt sie vorbereitet finden, Euch zu schützen. Halt! — gebt acht und verfehlt keine Stufe, wir kommen jetzt herauf. Laßt uns horchen, ob alles still ist. Still wie im Grabe, dieser Schlüssel öffnet die Thür. Er dreht sich schwer — so — Gott sei Dank, jetzt sind wir in der Kirche, Ihr seid gerettet! — Ruht hier einen Augenblick.

Er führte die Erschöpfte zu den Stufen des Altars. Sie sank auf ihre Kniee. Heißer Dank stieg hier an geweihter Stätte für ihre Rettung zum Himmel auf. Auch Andreas war niedergefallen; beide brachten in der feierlichen Stille der Andacht ihr Opfer dar.

Armgart erhob sich auf ein Geräusch, das Andreas machte, um sie zur Eile zu mahnen.

Ihre Augen schwammen in Thränen. — Der Alte öffnete ihr nun die letzte Pforte; scharf und schneidend zog die freie Luft in das Gewölbe. Lebt wohl! sagte Andreas, und betet für mich, so wird Gott um des Guten, das ich an Euch that, vielleicht manch Uebel vergeben, das mich drückt. Lebt wohl! — Noch ein leiser Dank, ein herzlicher Händedruck, und die Pforte schloß sich tönend. Betäubt stand Armgart im Freien, und horchte auf die hallenden Tritte ihres Retters, die sich immer mehr entfernten. Ihr blieb nur eine Zuflucht. Rauschers wohlbekanntes Haus. Was auch dagegen in ihrem Herzen sprach, dorthin mußte sie gehen, um Dieskau zu warnen.

10.

Eilf Uhr war vorüber, Gertraud lag schlummernd in Lehnstuhl, als Armgart, von Martha eingelassen, hastig ins Zimmer stürzte. Ihre Augen liefen suchend umher; ach, hier hatte sie Dieskau zu finden gehofft, die Einsamkeit des Zimmers erschreckte und verwirrte

sie. Ihre Kräfte waren erschöpft, sie wankte, und die alte Martha leitete sie bedauernd zu einem Sitz. Indessen war Gertraud herzugekommen, die Fremde zu betrachten; in ihrem Herzen erwachte eine wehmüthige Ahndung. Wo ist er? ist er nicht hier? fragte Armgart — ich muß ihn sprechen.

Ihr seid Armgart! Armgart von Ampach; ja, ich erkenne Euch — willkommen, willkommen! rief Gertraud, und ihren Augen entströmten Thränen, deren Quell Schmerz und Freude war. O glücklicher, glücklicher Dieskau; er wird Euch wiedersehen! Ach wüßtet Ihr, wie Ihr geliebt seid, welch ein Kummer den edelsten der Menschen um Euch verzehrt!

Um mich? unmöglich, holde Jungfrau! oder alles müßte ein Traum gewesen seyn. — Mir ist so seltsam, ich habe so viel Schreckliches erlebt, meine Gedanken sind verwirrt. Wohl könnte es seyn, daß ich Träume für Wahrheit nähme. — Aber eins ist gewiß! — Dieskau ist in Gefahr, und ich muß ihn warnen; sprecht, wo ist er? wo treffe ich ihn an?

Ich hoffe, es begegnet ihm nichts Uebles, erwiederte Gertraud angstvoll; sein Schutzgeist ist mit ihm, der treue Georg. Hier waren beide noch vor wenig Augenblicken. Es ist heute einmal ruhig gewesen in der Stadt, wir waren alle beisammen. Da kam ein Bote an Dieskau. Ein Freund so denke ich ja, — beschied ihn zu einsamer Unterredung an die letzte Thür der Thomaskirche, wo er Nachricht von Euch finden sollte. Er ging voll Ungeduld, und Georg wollte nicht von ihm weichen. Sollte ihm Gefahr geahndet haben? Allerdings ist jener Winkel einsam; doch seid unbesorgt, sie sind ja zwei, und tapfre Männer. Seid ruhig und stärkt Eure Kräfte durch Schlaf und Speise; wenn Ihr erwacht, ist es Tag, und der, den Ihr liebt, steht an Eurem Lager.

Armgart wollte antworten; ein lauter gellender Klang tönte durch das Zimmer. Sprachlos sahen die Frauen sich an. Was war das? rief Gertraud, und wankte geisterbleich an den Schenktisch in der Ecke am Fenster, woher der Schall erklungen war. Allmächtiger Gott! schrie sie auf, und

sank zusammen. Martha sprang ihr zu Hülfe, und Armgart, die, seit sie wußte, wo Dieskau war, nur ihn und seine Gefahr dachte, verließ Zimmer und Haus, mit dem Vorsatz, ihm nachzueilen, ihn noch zu retten, oder mit ihm zu fallen.

Sie durchstrich die Stadt, ohne sich an die Unruhe auf den Straßen zu kehren, die jetzt so gewöhnlich war. Menschen stürzten ihr entgegen, alle hin nach der Gegend, von welcher sie kam; sie drängte sich athemlos durch die Menge. Jenseit des Marktes ward es stiller, ernst und einsam lag die Thomaskirche vor ihr. Schauerliche Dunkelheit hing über den düstern Ecken des Kirchhofs, der Wind heulte, dicke Wolken verhüllten den Mond. Armgarts Kniee bebten; sie suchte den Winkel, wo sie das Schrecklichste vermuthete. Ein leises Stöhnen verhallte hier in den Pausen des Sturmwindes; ihr Haar sträubte sich empor. Sie rief Dieskau's Namen, kein Laut antwortete ihr. Jetzt fielen einzelne Strahlen des Mondes aus zerrißnem Wolkenschleier auf eine blutende Gestalt am Boden.

Irmgart stieß einen lauten Schrei aus, und warf sich über den Leichnam; ihre Sinne schwanden; sie verlor das Bewußtseyn ihres Jammers.

Während Stille des Todes ihre Fittiche über diese Scene breitete, mehrte sich die Unruhe, von welcher Irmgart auf ihrem Wege Zeugin war, mit jedem Moment. Einige feindliche Soldaten waren, in dem Schutze der Dunkelheit, bis dicht an die äußerste Mauer gedrungen; ein Schrecken verbreitete sich durch die Stadt; man rüstete alles zur Gegenwehr des erwarteten Sturms. Alle Bürger begaben sich auf die Mauern, Feuerpfannen wurden angezündet; selbst die Weiber waren gefaßt, den Feind mit Pechkränzen zu empfangen. Doch die Belagerer unternahmen nichts Entscheidendes, und die Ruhe kehrte mit dem Morgen wieder. Ermüdet kam Rauscher vom Walle heim, und fuhr bei Gertrauds Anblick erschrocken zurück. Leichenblässe lag auf ihrem Gesichte, ihre Augen starrten vor sich hin, lautlos war ihr Mund auf seine Fragen. Was ist Dir, Gertraud? Martha, was ist ihr? konnte meine muthvolle

Gertraud so heftig von der Gefahr erschüttert werden, die schon vorüber ist? So redete der Bruder sie an, und mit überspannter Heftigkeit ergriff sie seine Hand, ihn zum Schenktisch zu führen. Sie deutete schweigend auf einen kunstreich geschliffenen Becher mit Georgs Namen, den dieser ihr einst aus seiner Heimath zum Angedenken mitbrachte. Ein breiter Riß lief mitten hindurch, und zerriß den umkränzten Namenszug. — Er ist todt! sagte sie langsam mit herzzerschneidender Kälte, und ich habe ihn gemordet!

Da klopfte es dröhnend an die Thür, und noch einmal, ehe Martha öffnen konnte. Einige befreundete Bürger trugen einen blutenden Leichnam ins Haus. Bewußtlos, von ihren Führern halb getragen, folgte Armgart nach. Das bleiche Morgenlicht spielte an den Wänden des Zimmers, und warf seine matte Beleuchtung auf den Entseelten. Es war Georg!

II.

Als in jener Nacht Dieskau mit dem treuen Georg Rauſchers Haus verließ, um der Einladung zu folgen, die ihm Kunde von Armgart verſprach, da ereilte ihn die Nachricht, es drohe ein Ueberfall, man habe die feindlichen Soldaten ganz nahe erkannt. Seine Pflicht rief ihn gebieteriſch zu dem ihm anvertrauten Poſten; vergebens rang die Liebe mit ihr! Georg ſah ſeinen Kampf, und endete ihn. Ich gehe an Eurer Statt, das Abenteuer zu beſtehen, rief er ihm zu, und ſcheidend küßten ſich die Freunde, denen kein Wiederſehen beſchieden war! — Der Tod wartete auf Georg an jener Stelle; er fiel faſt ohne Gegenwehr, von Dolchſtichen durchbohrt, und jauchzend flohen ſeine Mörder.

In Rauſchers Hauſe herrſchte dumpfe Stille. Stumm ſaß Gertraud mit gefalteten Händen, ihrem Auge entfiel keine Thräne. Erſt, als Dieskau ins Haus ſtürzte, mit lauten Klagen den Todten ehrte, ihn Freund und Bruder nannte, und die Unglückliche weinend in ſeine Arme nahm,

erst da flossen beim Anblick des weinenden Helden ihre Augen über, und ihre gepreßte Brust fühlte sich wohlthätig erleichtert. Von Gevers traurigen Resten führte Rauscher den Obristleutenant zu Armgart, nachdem er ihn vorsichtig unterrichtig hatte; denn nicht freudig war dieß Wiedersehen! Armgart lag krank zum Tode. Leiden aller Art hatten ihren zarten Bau erschüttert; der letzte Schlag, die Kälte der Nacht, die sie in freier Luft bewußtlos zubrachte, vollendeten ihre Gefahr. Dieskau kniete an ihrem Lager, und drückte ihre herabhangende Hand an seine Brust. Bleich, mit geschloßnen Augen, lag sie vor ihm. Außer sich rief er ihren Namen. Da schlug sie mühsam den Blick zu ihm auf, sah ihn lange an, und ein sanftes Lächeln verklärte ihre Züge. Der Anblick des Freundes schien sie zu beglücken, doch nur auf kurze Zeit wich der Nebel von ihren Sinnen, und sie sank wieder in den vorigen Zustand zurück.

Jeder Tag brachte indessen den unglücklichen Leipzigern neue Schrecken. Das Geschütz donnerte unaufhörlich; man konnte oft vor Dampf

und Rauch den Tag nicht von der dunkeln Nacht unterscheiden. Schon hatte der Feind ein großes Stück Mauer gefällt; doch ritterlich wehrten sich die Vertheidiger, und die Nacht lieh ihnen ihre Schleier, den Schaden wieder zu verbessern. Pfeile und Feuerkugeln fielen in die Stadt, und zündeten, wohin sie trafen; unermüdlich wurden die Flammen bekämpft. Die Weiber trugen Wasser auf die Häuser, und leuchteten Nachts zu den Fenstern hinaus. Besonders hart bedrängt war das Schloß; viele Frauen, die sich dorthin geflüchtet hatten, hielten sich nicht mehr sicher, und fleheten um Einlaß in die Stadt. Auch der Henkersthurm ward endlich eingeschossen, doch ohne Schaden zu thun. — So betäubt von äußerer Gefahr, und mit tiefem Schmerz im Busen, bedurfte es der Heldenkraft, die Dieskau auszeichnete, um diese Tage des Jammers männlich zu tragen.

Den 24. Januar Abends betrat er, nach einem stürmischen Tagewerk, in dem Zwischenraum augenblicklicher Ruhe das Haus, wo sein Alles wohnte. Rauscher war nicht daheim. Die

feindlichen Kugeln hatten im Paulinum die Zimmerei angezündet, und, obgleich beim Löschen viele Menschen ihr Leben verloren, war dennoch Gertraude muthiger Bruder nicht der letzte. — Gott sei Dank und Lob! rief die öffnende Martha dem Obristlieutenant entgegen, daß Ihr kommt. Eurer wartet doch einmal eine Freude. Mit dem fremden Fräulein scheint es sich zu bessern; sie ist ganz bei sich, und hat den ganzen Tag über wohl hundertmal nach Euch verlangt.

Zitternd folgte Dieskau seiner Führerin; für den Schmerz war er gerüstet, dem Glücke glaubte er zu erliegen. Er trat ins Zimmer, Gertraud saß an den Füßen des Bettes; er winkte ihr, und hörte, wie sie mit sanfter Stimme der Kranken von seiner Ankunft sprach. Wo ist er? rief Armgart, und streckte ihm die Arme entgegen; er stürzte neben ihr nieder, Gertraud verschwand. Eine selige Minute verstrich ohne Worte. Armgart, sagte er dann, ich habe Dich wieder, Du lebst und bist mein! Du verkennst mich nicht mehr! — Stillweinend ruhte sie an seiner Brust. Alles Weh der Erde, aller

Schmerz vergangner Tage, der wilde Sturm des Kriegs und der Gefahr, war von den Glücklichen vergessen. Sie dachten nur sich und die Liebe. Fragen und Erklärungen, Plane und Hoffnungen für eine schöne Zukunft, Erinnerung früherer Leiden, so süß im Augenblick des Glücks, folgten dem ersten Rausch. Oft mahnte Dieskau Armgart an ihre Schwäche, aber sie fühlte sich stark, und eine Stunde entfloh, die in ihren engen Gränzen des Lebens schönste Freuden einschloß.

Es ward laut im Nebenzimmer. Dieskau horchte, Rauschers Stimme nannte seinen Namen, und er verließ Armgart, zu der Gertraud zurückkehrte. Herr Obristleutenant, redete Rauscher ihn an, mich dünkt, wir sind einer wichtigen Stunde nahe. Kundschafter berichten seltsame Dinge; der Obrist verlangt Euch zu sprechen. Man erwartet in dieser Nacht den Hauptsturm. Gott sei mit uns!

Das wird er, wenn wir uns selbst nicht verlassen! erwiederte Dieskau muthig, und schüt-

telte Rauschern die Hand. Ich gehe jetzt, doch bald bin ich wieder hier.

Kaum hatte Dieskau Armgart verlassen, als einige Worte, laut genug von Vorübergehenden gesprochen, um im Zimmer verstanden zu werden, in dem wiederkehrenden Gedächtniß der Kranken Ideen hervorriefen, die bisher im tiefen Schlummer lagen. Sturm? wiederholte sie angstvoll; der Angriff auf das hallische Thor? Himmel, wenn es Wahrheit wäre was mir ein Traum schien, wenn ich jenes Gespräch Bencolinis und seiner Gefährten wirklich gehört hätte? — Sie versank in Nachdenken, dann fuhr sie plötzlich wild auf, und rief mit Händeringen Dieskau herbei. Er war nicht mehr im Hause; vergebens suchte Rauscher sie zu beruhigen, sie beschwor ihn, den Obristleutenant aufzusuchen; er hielt alles, was sie ihm sagte, für Fieberphantasie, doch eilte er, ihren Willen zu thun. Die zitternde Gertraud wich nicht von ihrem Lager. Ach sie, die seit dem Tage, der des treuen Georgs Ueberreste der Erde wiedergab,

an stiller unaussprechlicher Trauer langsam verblutete, war dennoch wie ein Engel des Trostes um die Leidende geschäftig.

Irmgart war außer sich, sie warf sich ihre Vergessenheit vor, sie klagte, sie weinte, sie nannte sich die Verderberin der unglücklichen Stadt, und horchte mit Beben auf die Unruhe in den Straßen. Erschöpft sank sie in Gertrauds Arm, da schallten Tritte, da trat Dieskau ein, und sie ermannte sich. Mit Anstrengung aller Kräfte suchte sie nun die Worte jener Unterredung in ihrem Gedächtniß auf, und, oft von Schwäche unterbrochen, sagte sie dem Erstaunten, was ihm von hoher Wichtigkeit schien. Als sie geendet hatte, trieb sie ihn von sich. Lebe wohl, sagte sie leise, und rette die Stadt! wir sehen uns wieder! Er stürzte fort.

12.

Niemand ging diese Nacht innerhalb Leipzigs Mauern zur Ruhe. Furcht vor einem nah be-

vorstehenden ungewissen Geschick hielt alle Herzen in bangem Klopfen; aber Armgarts Nachricht zerstörte die Anschläge der Bosheit, und rettete Leipzig und seine braven Kämpfer. Schon waren einzelne feindliche Soldaten durch jenen geheimen Erdweg, der unter der Paulinerkirche fort bis ins Lager des Feindes lief, heraufgestiegen, als das Haus umringt ward, und die Verräther im Augenblick des Gelingens der Tod ereilte. Bencolini entrann, nur seine Helfer kamen in Dieskau's Hände, und die Soldaten mit ihnen. Der scheinbare Angriff, der jenen Anschlag decken sollte, war bald abgeschlagen, und der grauende Morgen fand nur dankende Blicke und Herzen.

Aber als Dieskau in der Geliebten Arm eilend, mit ihr den Triumph theilen wollte, da fand er sie dem Tode nahe. Nur scheinbar war ihre Besserung gewesen; der mitleidige Tod hatte ihr noch eine Stunde des Glücks gegönnt, um sie dann einer Welt zu entführen, in welcher sie nur den Becher der Leiden kostete! Freundlich sahen ihre halbgebrochenen Augen auf den weinenden Liebling,

und ihre Hände fügten seine Rechte in die der bleichen Gertraud, mit einem Blick, der ihren Wunsch beredter als Worte aussprach. Ein schwerer Schlummer breitete nun seine Flügel über sie, und die tiefe Stille des Todes ward nur von Gertrauds leisen Gebeten unterbrochen! —

Schon am 27sten begann der Kurfürst den Rückzug und hob die Belagerung auf. Doch war dieser Tag noch angstvoll wie seine Brüder; denn vor dem Abzuge wurden 14000 Feuerkugeln in die Stadt geworfen, die Funkenburg und mehrere Dörfer angezündet. In dichtem Pulverdampf ging der Rückmarsch des Feindes durch die Kohlgärten und Schönfeld nach Rötha zu. — Endlich nach mondenlanger Noth war die Stadt frei!! — Entzückt umarmten sich die Geretteten, die Kranken aus den Schanzen wurden in die Stadt geholt, die Todten in eine Grube vor der Paulinerkirche beerdigt, und ein Dankfest in der Thomaskirche gehalten, wozu statt des Läutens die Trommeln gerührt wurden.

Unter diesem feierlichen Schalle schwankte

Armgarts Leichenzug aus Rauschers Hause. — Ein grüner Kranz, von Gertrauds Hand gewunden, schmückte den Sarg, dem Dieskau in stummer Trauer folgte. Gertraud lag auf ihren Knien und weinte laut; keine Freude der Lebenden rührte ihr Herz, sie war bei den Todten! — Als am nächsten Sonntage zum erstenmale wieder in allen Kirchen zur Predigt geläutet wurde, und Schaaren von frohen Menschen in die Gotteshäuser wallten, da wandte sie sich schluchzend vom Fenster, und ihre trüben Augen trafen auf Dieskau, der schweigend hinter ihr gestanden hatte.

Gertraud, sagte er mit zitternder Stimme, ich scheide nun von Euch! Doch etwas ist noch zwischen uns unvollendet. Ihr kennt Armgarts letzten Wunsch. Entscheidet unser Schicksal.

Die Dulderin, erwiederte sie fest, ist nun dort oben, sie sieht in unsere Herzen, und weiß, daß kein irdischer Wunsch sie mehr berührt. Könnten wir noch glücklich seyn über Armgarts und Georgs Grabe? Freund meiner Seele! mein Herz versteht das Eure! Ewige Trauer ist unser

Loos, und ewige Freundschaft knüpfe uns in der Ferne. —

Schweigend schieden sie für das Leben! — In der Erfüllung stiller Pflichten fand Gertraud Trost, bis sie neben Armgart und Georg ruhete.

III.

Die Sachsenritter.

Historische Romanze

von

F. Krug von Nidda.

Auf seiner Pfalz Werleuen,
Im grauen Waffensaal
In Mitte seiner Treuen,
Umgrünt von Lenzesmaien,
Hielt Heinrich *) Ostermahl;
Der Longobarden Eisen
Hat er des Siegs beraubt,
Und Frank' und Baier preisen
Sein glorreich Kaiser-Haupt.

*) Heinrich der Zweite, oder der Heilige, der letzte Kaiser sächsischen Stamms.

„Ein Paradies voll Blüthen“
Nennt er sein Sachsenland;
Die Perle treu zu hüten
Für Feindeshaß und Wüthen,
Schwört er mit Mund und Hand —
Und fröhlich in die Runde
Kreißte der güldne Wein,
Da trat mit böser Kunde
Ein finstrer Bote ein.

„Fürst Boleslav der Freche,
Erlauchter! wüthet stark,
Daß alte Schmach er räche,
Den Gottesfrieden breche
In Daleminziens Mark!
Und wolleſt Du nicht beugen
Des Kecken Uebermuth,
Fällt er mit grimmen Streichen
Dein beſtes Sachſenblut!“

„„Das soll er nun und nimmer!““
Zürnt Heinrichs heil'ge Macht,
Und seines Auges Schimmer,
Gluhroth, wie Kerzenflimmer,
Verheißt dem Frevler Acht.
Drauf von der Felsenbrüstung
Schattet der Kaiserspeer,
Und ruft zu neuer Rüstung
Die Mannen ins Gewehr.

Die kommen bald gezogen,
Wie Sturm und Flammenschein,
Und unter Schleudern, Bogen,
Erzpanzern, Mähnenwogen,
Erglänzt der alte Hain;
Ein leuchtendes Gewitter,
Auf seinem Dunkelroß,
Erhebt der Kaiserritter
Voran sein Schlachtgeschoß.

Und kaum am Sterngefilde
Ward Mondes Schaale neu,
Ließ Boleslav der Wilde
Feldflüchtend Wehr und Schilde,
War Daleminzien frei;
Nur noch im Wendenlande —
Von Budißin gedeckt —
Hielt sich der Meuter Bande
Verrätherisch versteckt.

Wohl sieglos lag dagegen
Ein Theil der Kaiserschaar,
Und Viele Zweifel hegen,
Nur nicht zwei Sachsendegen —
Zwei Säulen in Gefahr;
Hemuza nennt die Sage
Einen, und seiner werth
Flammt auf der Thaten Wage
Tammo des Kühnen Schwert.

Die haben sich verbunden
Durch einen theuern Schwur:
Sei's unter Todeswunden,
Siegsfreudig zu gesunden
Auf Bauzens Mauerflur;
Ja, solle Tod sie finden
In früherm Streitgewühl,
Soll' doch ihr Fall nicht binden,
Des Willens blut'ges Ziel!

Und beide Helden haben
Sich freudig kaum erkannt,
Da kommt der Ruf: am Graben
Hat Heinrichs Edelknaben
Ein Pohlenpfeil durchrannt;
„Der gilt dem deutschen König!"
Strahlt' auf dem gift'gen Erz, —
Und wahrlich fehlte wenig,
Er brach dieß hohe Herz.

Da übernimmt die Sinnen
Hemuza's jäher Zorn,
Und kühnes Kampfbeginnen,
Hart an der Veste Zinnen,
Begehrt sein Silberhorn.
Er ruft: „Ihr Räuberknechte,
Hervor aus Schanz' und Thurm!
Ich steh' euch im Gefechte,
Im Einzelkampf und Sturm!"

Flugs nah'n drei Pohlenreiter
In güldnem Panzerflies,
Drei wohlgeübte Streiter,
Stets Boleslav's Geleiter,
Mit eingelegtem Spies;
Die fallen All' auf Einen
Mit wildem Angriffsschall;
Doch ihre Bräute weinen
Noch heut' um ihren Fall.

Und Jener zürnt vom neuen:
„Verworfne Memmenbrut!
Entsendet ganze Reihen,
Ich werd' es nicht bereuen,
Noch ist mein Degen gut!"
Und All', die sich vermaßen,
Ihn kämpfend zu bezieh'n,
Streckt' er auf blut'gen Rasen,
Und keiner mochte fliehn;

Ja, wer auch ihm entronnen,
Der nur zu Lande schlug,
Sich tauchend in den Bronnen
Der Spree, sah nichts gewonnen,
Und fiel in eignen Trug:
Denn Tammo, der Vielschnelle,
Herrscht' dort im Wasserreich,
Bepurpurnd manche Welle
Mit sieggewalt'gem Streich.

Wohl herrlich war's, zu schauen
Den kühnen Degenheld
In feuchten Stromesauen
Ein Siegsmal sich erbauen,
Das keine Woge fällt;
Und schlug sein Freund, den Schaaren
Voran, ein tapfrer Leu',
Glich Tammo kühnen Aaren
In Wettern stark und frei.

Drob hüten sich die Feigen
Vor weitrer Kampfesfahrt,
Entziehn die blut'gen Leichen
Und mit Verhau'n umzweigen
Sie sich nach Hunnenart;
Doch, reich an Feindesbeute,
Manch herrlichem Geschoß,
Zieht sich Hemuz vom Streite
Zurück zum Kaisertroß.

Doch kaum hat er den Wällen
Die Ferſen zugekehrt,
Erſehn's die Raubgeſellen,
Ihm Schleudern nachzuſchnellen,
Wohl rieſenhaft beſchwert;
Und ähnlich Donnerkeilen
Zermalmt ein Mühlenſtein
Im jähen Niedereilen
Des Herrlichen Gebein.

O ſchöne Heldenblume,
So frech wardſt du zerknickt!
Ergrünt zu Sachſens Ruhme,
Zu früh zum Märtyrthume
Ins Ewige entrückt!
Zerſchmettert Schild und Lanze,
Zerbrochen Helm und Schwert, —
Wen trägt zum Waffentanze
Fortan dein wundes Pferd?

Denn ach, dieselbe Stunde,
Bringt Tammo gleiche Noth:
Tief aus des Stromes Grunde
Haucht ihm aus gift'gem Schlunde
Ein Ungeheuer Tod;
Und hat mit starker Klinge
Er Wunder viel gethan,
Ward von des Zaubers Ringe
Er endlich doch umfah'n.

Weh dir! was nun erkühren,
Verwaistes Lagerheer?
Wer wird hinfort dich führen,
Wer glorreich triumphiren,
Ob Deiner Feinde Wehr?
Selbst Heinrich mag kaum wagen —
Wie auch das Herz ihm steigt —
Den Sturmruf vorzutragen;
So hat ihn Trau'r gebeugt!

Da ruft, zur andern Wache
Der Nacht, Hemuza's Horn
Die Säumenden zur Rache, —
Und treu der guten Sache,
Feldein durch Korn und Dorn,
Wirft sich die Lagermasse
Gen Budißin hinan,
Daß sie den Feind umfasse
In trunknem Siegeswahn.

„Mir nach!“ herrscht eine Stimme,
Die Jeden tief ergreift,
Und wie im Flug der Imme
Geht's zu des Stromes Krümme,
Der nah die Veste umschweift;
Doch, als von Muth umwaltet,
Andringt der reisige Schwarm,
Hat sich die Spree zerspaltet
Durch Tammo's Geisterarm.

Thurmhoch zu beiden Seiten
Aufschäumt der Wasser-Drang,
Und Heinrichs Mannen reiten
Mit siegendem Bedeuten
Die Wunder-Fuhrt entlang.
Sieh da! am Schanzenhügel
Ist schon das Thor gesprengt,
Das, stets in Kett' und Riegel,
Stürmenden Tod verhängt.

Sie dringen ein, und Allen
Schwingt sich Hemuza's Schild
Voran in nächt'gen Hallen,
Und Blendungen umwallen
Die Feinde, zag und wild;
Selbst Boleslavs Genossen,
Die nicht der Tod entrafft,
Entfliehn auf scheuen Rossen
Der unsichtbaren Kraft.

Und mit der Morgenröthe
Fand sich die Kaiserschaar
In brünstigem Gebete
An wüster Tempelstätte,
Von Stolz und Ruhmsucht baar;
Wo zu der Seelen Frieden
Manch heil'ge Kerz' erglüht,
Daß, die im Streit geschieden,
Die ew'ge Palm' umblüht.

Auch war der hehren Todten
Gelübde nun erfüllt:
Dem Feind war Flucht geboten,
Und Bauzens Wälle drohten
Nicht fürder, wehrumhüllt;
Schon vor des Tages Gluthen
Hat sie die Spree vereint,
Die noch mit dunkeln Fluthen
Um die Erschlagnen weint. —

Hochwerthes Volk der Sassen,
Die Helden waren dein!
Noch stehst du nicht verlassen,
Magst du nur treu umfassen
Der Sage Heil'genschein!
Und, gleich Hemuza's Eisen,
Wird ewig im Gefecht
Als Speerwald dich umkreisen
Die Ehre und das Recht!

IV.

Reiseſcenen und Bemerkungen.

Vom Jahr 1813.

Beſchluß.

Von

St. Schütze.

IV.

Manheim und Karlsruhe.

Den 25. Oktober fuhr ich mit einer bequemen Gelegenheit nach Manheim, in Gesellschaft von zwei Damen, die, ohne sich zu schämen, fast nichts als französisch sprachen. Interessanter war mir ein Apothekerbursche, der noch unterwegs einstieg. Macbeth, den er (wahrscheinlich mit mir zugleich) in Frankfurt gesehen hatte, erfüllte noch ganz seinen Kopf. Ich befragte ihn über manche Essenzen, über deren Zubereitung und Anwendung er mir Auskunft geben mußte, und ich bemerkte, daß auch im Gebrauch der Arzneimittel nicht nur die Methode, sondern selbst die Mode wechselt.

In Manheim fiel mir, gleich auf den Straßen, gegen Heidelberg die größere Lebhaftigkeit und Rührigkeit der Frauenzimmer auf, und der Wirth gab bei Tische die Belehrung darüber,

daß von der Zeit her, da Manheim eine Residenz und größerer Handelsort gewesen, sich hier noch bis jetzt ein sehr lebenslustiger Ton erhalten habe, der sich häufig auch mit Kunstliebhaberei verbände. Bekannt ist, wie sonst das Manheimer Theater durch Künstler, wie Iffland, Beck, Beil und andere berühmt war; jetzt konnte es solche Ansprüche nicht mehr machen, ob es gleich noch nicht zu den schlechten gehören mag. Dennoch stand mir hier ein köstlicher Genuß bevor, denn die Milder-Hauptmann von Wien war grade hier, und trat in der Zauberflöte als Tamino auf. Schöne Stimmen bekommen durch das Persönliche und Individuelle, durch das ganze Wesen des Menschen, wieder ihren eigenthümlich verschiedenen Reiz, so daß man hundert Sängerinnen hören, und bei jeder im Klang der Stimme wieder etwas Besonderes empfinden kann. Doch hat mich noch keine so sehr entzückt, als die Milder-Hauptmann. Es war, als ob die Stimme von selbst hervorbrach, als ob unmittelbar der ganze Körper darin erklänge, als ob ein Strom von goldenen

Strählen hervorschösse, die noch vor dem Munde den Wohlklang schwebend, wie zum Anschauen, erhielten. Nicht Kunst, nicht Ton, noch Stimme, möchte man sagen, sondern der Klang selbst war es, was die Seele wunderbar ergötzte. Und hob sich die Kraft der Empfindung, so ging zugleich der Ausdruck durch Mark und Bein. Noch nie hatte ich die Wirkung von Schönheit und Kraft in solcher Vereinigung erfahren, und ich fühlte meine Seele wie erweitert. Hinreißend wirkte besonders die Arie: dieß Bildniß ist bezaubernd schön; Empfindung bebte durch alle Nerven, und das Herz war wie von Enthusiasmus ergriffen. Es läßt sich ein solcher Genuß nicht beschreiben; es schien, daß der große, kraftvolle Körper der Sängerin selbst sich darin aussprach. Man sagt, daß sie von Geburt eine Griechin sei, und ihre ganze Gestalt bestätigt es. — Das Theater hat übrigens bequeme Einrichtung, nur die schräg gehenden Logen gewähren keinen guten Anblick.

Den andern Tag besah ich die Stadt und die Umgebungen. In den graden Straßen hat man

Noth, sich nicht zu verirren, weil sie wenig Merkmale darbieten. Hinter dem Schlosse ist ein Park im Entstehen, der sich an den Rhein anschließt, welchen man auf einer Promenade auf dem Damm immer vor Augen hat. Es fuhr eben eine Ladung verwundeter Franzosen nach Frankreich hinüber, denen man gern auf immer Lebewohl sagte. Das Majestätische des Rheins und seine Vereinigung mit dem verschiedenartigen Gewässer des Neckars machte jetzt bei trübem Himmel nicht den froh erhabenen Eindruck, den die Fremden hier sonst zu empfangen pflegen. Der Strom mit seinen dunkeln Wogen erinnerte unwillkührlich an Deutschland, über dessen Zustand er noch zu trauern schien. Indeß kam das Geräusch des Krieges immer näher; Wrede war jetzt auf dem Marsche nach Darmstadt und Hanau. Ich wich also sehr gut aus.

Den 27. Oktober reiste ich nach Karlsruhe ab. Die Gesellschaft war sehr gemischt. Den ersten Platz nahm ein etwas starker Mann ein, den ich anfangs für einen Zöllner oder Einnehmer hielt — ganz und gar ein Bild von

kaltem Egoismus, der seine Rechte und sein Ansehn beschränkend, nach dem Interesse der andern Raum einen Blick wirft; es fand sich zuletzt, daß er ein Schuldrama aus Pforzheim war, der nirgends noch den Respekt der Schule mit sich trug. Er erklärte gleich, daß er sich diesen Platz vom Kutscher ausbedungen hätte, weil er nicht rückwärts fahren könne. Ja, sagte der andere, ein Kaufmann aus Karlsruhe, und, wie ich glaube, ein Jude, ich kann eigentlich auch nicht rückwärts fahren. Dabei sah er mich an, und wie ich, im Fond sitzend, nichts darauf erwiederte, fragte er: und wie ist es mit Ihnen? Ich brachte aber ihres Herzens Meinung gleich ins Klare, indem ich kurzweg sagte: ich sitze auch lieber hier. Bei dieser hellen Ansicht weigerte sich denn der Jude auch nicht, mit mir in Zukunft die Plätze zu wechseln. Die vierte Person war die Spinnmeisterin vom Mannheimer Zuchthause, die uns über das verschiedene Verhalten der Züchtlinge, selbst über die kleinen Liebesintriguen derselben, nicht schlecht unterhielt. Der Schulmeister erschien im höchsten Lichte,

wenn er von wilden Thieren sprach, und unter andern die Geschichte vom Androclus erzählte, den ein Löwe einst aus bloßer Dankbarkeit zu fressen sich geweigert habe. Im Uebrigen mochten seine Kenntnisse nicht weit her seyn; denn als ich nach Hofrath Jung in Karlsruhe fragte, versicherte er, daß es ein Gelehrter sei, weil er Geschichtbücher (er meinte Bücher mit Geschichten — Romane) geschrieben habe. Der Jude rühmte ihn dafür als sehr geschickten Augenarzt und erzählte Wunderkuren von ihm; wollte indeß mit der Gelehrsamkeit auch nicht zurück bleiben, und fragte mich, wie es denn komme, daß die Gelehrten von ihren Werken öfters eine zweite verbesserte Auflage herausgäben, warum sie denn das Buch nicht gleich gut machten? Er hielt dieß also für eine offenbare Prellerei, um den Leuten das Geld zweimal aus der Tasche zu locken. — Ueber seine Oekonomie äußerte er, daß er zu Hause sparsam lebe, aber auf der Straße (wie er das Reisen nannte) etwas drauf gehen lasse; indeß verzehrte er den ganzen Tag weiter nichts, als eine Portion Kaffee, wobei

er mit Recht die Besorgniß hegte, daß seine Frau ihn zu Hause mages finden möchte. Allein der Schutherr fand es nicht für anständig, mir im Mittagsessen nachzustehen, und so speisten wir ganz gesellig mit einander. Der Kaufmann schien sich mit ihm in nähere Bekanntschaft einlassen zu wollen; dieß gelang ihm aber so wenig, daß er zuletzt sogar bemerken mußte, wie der Herr ohne Abschied von uns gegangen sei. Mir stellte sich indeß hierin der kalte Egoismus noch recht hübsch abgeschlossen dar. Desto eifriger bat mich der Jude, ihn morgen doch zu besuchen, besonders weil ich von Geldwechselei gesprochen hatte; ich sah also hier recht deutlich den Unterschied von Eigennutz und Egoismus, wovon in beiden sich mir Beispiele darstellten.

In einem großen Gasthofe erwartete ich in Karlsruhe viel Genuß und Bequemlichkeit, merkte aber bald, daß in allem nur der Schein des Großen herrschte, um die Preise darnach stellen zu können. Sehr schmerzlich wurde ich auf diese Weise an das Wohlleben in Frankfurt

erinnert, das hier mit einem schwachen Nachschimmer nur die Zahlen zurückließ. Dafür labte sich aber meine Seele an der frohen Nachricht von den Siegen bei Leipzig, die hier zuerst zu meinen Ohren kamen. Es verknüpften sich damit unruhige Auftritte, die bereits in der Nähe vorgefallen waren, indem Badener Schiffer und Förster mit den Franzosen um die Kähne stritten, welche diese ans andere Ufer fortführen wollten. Es befanden sich auch grade Fremde von jenseit hier, welche von der neuen Konskription erzählten, die eifriger betrieben wurde, als wir damals in Deutschland glaubten. Dabei erfuhr ich auch als eine bekannte Sache, daß, wenn Bonaparte zwei hundert Tausend ausschreibe, nach einem geheimen Einverständnisse mit den Vorstehern der Provinzen, gewöhnlich zwei hundert und funfzig Tausend daraus würden. Nach allem, was ich über Frankreich hörte, schien mir damals ein weiteres Eindringen der Deutschen nicht so leicht und gefahrlos, als es andern im mittlern Deutschland vorkam.

Karlsruhe besuchte ich vorzüglich deßhalb,

um einige berühmte Männer von Angesicht zu schauen. Die Stadt selbst macht in ihrer Fächergestalt mit den nach dem Schlusse hinauslaufenden graden Straßen nicht den schönen Eindruck, den man davon erwartet, und zwar — was selten ist — aus dem Grunde, weil die Straßen gar zu breit und die Häuser dagegen zu klein sind, wobei man gar nicht recht das Gefühl vom Befinden in einer geselig zusammenwirkenden Stadt bekommt, sondern sich fast immer noch auf offener Straße zu befinden glaubt. — Ich eilte vorzüglich, dem Verfasser der allemannischen Gedichte, dem gemüthlichen Hebel, meine Aufwartung zu machen; durch eine Namenverwechselung kam ich aber zu einem katholischen Geistlichen. Dieser, ein sehr gemüthiger Mann, empfing mich sehr freundlich und sagte: Je, woher wissen Sie denn von mir? woher kennen Sie mich denn? Ich berief mich auf seine Schriften. Schriften, wie? — Er fing an, sich zu besinnen und schien wirklich etwas geschrieben zu haben. Als ich ihm aber die allemannischen Gedichte nannte, wußte er doch nicht, daß

er jemals dergleichen hätte von sich ausgehen lassen. Das Mißverständniß kam mir den Tag, und er rief seine gute Alte Köchin, daß sie mir den rechten Weg zum Kirchenrath Hebel zeigen möchte. — Hier wurde ich im Grunde wieder überrascht, denn man hatte mir gesagt, daß dieser Mann sich viel unter gemeinen Leuten aufhalte, und darnach hatte sich auch meine Vorstellung von ihm gebildet; indeß ich fand einen eben so gesetzten als feinen Mann, der in seinem Ansehn Ernst und Würde mit den Spuren eines heiter-geselligen Lebens verband, wobei die Erinnerung an seine frühere Jugend (die erste Quelle seines poetischen Lichts) einen milden Schimmer ländlicher Friedfertigkeit auf die festen Züge seines männlichen Antlitzes warf. Es war mir aber nur kurze Zeit vergönnt, mich mit ihm zu unterhalten, indem ein Herr kam, der mir seine Schwiegermutter zur Reisegefährtin nach Stuttgard empfahl; und weil Hebel sagte, daß die Gelegenheiten dahin nicht sehr häufig wären, so ging ich gern in den Vorschlag ein. — Doch unterließ ich nicht, zuvor noch den Hofrath

Jung, genannt Stilling, zu besuchen. Ich erwartete den Anblick eines Schwärmers, eines Geistsehers, dessen Aeußeres der seltsamen Thätigkeit des Innern entspräche, sah aber einen ehrwürdigen gutherzigen Greis vor mir, mit Augen voll Klarheit und voll Verstand. Mir fiel dabei wieder ein, daß in jeder Art sich doch der ausgezeichnete Geist kund giebt. Er erzählte mir, wie er auf den Einfall gekommen sei, das Erscheinen der Geister erklären zu wollen. Der verstorbene Markgraf hatte ihn zuerst dazu aufgefordert nach einem Gespräche über die Unsterblichkeit der Seele, und nach der Erwägung, wenn Geister erscheinen könnten, wie dieß nach unsern Kenntnissen wohl denkbar oder möglich sei. Seine Schrift sollte also, sagte er, weiter nichts als ein aus bloßer Wißbegierde angestellter Versuch seyn, einmal von dieser Seite die Möglichkeit von der Fortdauer der Seele nach dem Tode zu beleuchten, und wohl nur aus Mißverständniß sei er deßhalb von vielen so angeschrieen und verketzert worden. Darauf kam er auf die Theologie zu sprechen, die sein Lieb-

lingsstudium ausmacht; (jeder Arzt hat in der Regel sein Nebenstudium) und er meinte, daß auch Bonaparte, wie er anfangs fälschlich geglaubt, noch nicht der Antichrist und jetzt überhaupt noch nicht das Ende des tausendjährigen Reichs erschienen sei, wo alle Heerden zu einem Hirten zurückkehrten. Ohne gleiche Aussichten mit ihm zu theilen, konnte ich doch dem vielseitig regsamen Geiste dieses Mannes und seiner Biederherzigkeit meine Achtung nicht versagen.

Königreich Wirtemberg.

Nachdem ein Besuch bei dem Oberkirchenrath Ewald fehlgeschlagen war, indem ich ihn nicht zu Hause traf, rüstete ich mich eilfertig zur Abreise, und ging zu meiner Dame, um mit ihr das Nöthige zu besprechen. Ihr Schwiegersohn empfing mich sehr freundlich, mit der Versicherung, daß er mich kenne. Er hatte ein eigenes Schicksal. Weil er sich als ein geborner Preuße weigerte, gegen Preußen zu dienen, war er genöthigt gewesen, das Königreich Wirtemberg zu

verlassen und sich einstweilen hieher zu begeben. Und um Leid und Freude recht zu vermischen, hatte ihm hier der Himmel durch seine schöne junge Frau, welche ihm gefolgt war, zwei Kinder auf einmal geschenkt, einen Knaben und ein Mädchen. Er zeigte mir beide bei der Sechswöchnerin, die mit hellem lichtem Angesicht auf ihrem Ruhebette einer Verklärten glich. — Den Nachmittag am 29. Oktober ging die Reise vor sich. Verwundert war ich über die Menge Dörfer, durch die wir in einem weg fuhren, welche die große Fruchtbarkeit und die Bevölkerung bezeugten, wodurch diese Gegend, besonders Wirtemberg, berühmt ist. Da die Dame Unterhaltungsblätter mitgenommen hatte, in welchen sie unterweges las, so war ich einer gezwungenen Unterhaltung überhoben, und ließ mich durch Obstbäume und Weinberge ganz ruhig fortschaukeln, bis wir nach eingebrochener Dunkelheit Pforzheim erreichten. Nach Sitte dasiger Gegend hat jedes Wirthshaus in der Regel zum gemeinschaftlichen Gebrauch ein sehr geräumiges Zimmer, wo an verschiedenen Tischen die Vor-

nehmen wie die Geringern sich versammeln, was in kalten Tagen bei der Ankunft sehr behaglich ist. So brachten auch wir den Abend in einem solchen Zimmer zu, und hatten dabei Gelegenheit, eine patriotische Rede mit anzuhören, die fast betäubend unser Ohr traf. Ein Pforzheimer Bürger nämlich entbrannte bei einem Schoppen Wein von solcher Wuth gegen die Franzosen, daß er nicht Namen und Titel genug finden konnte, um sie würdig damit zu belegen. Und nachdem er sie wacker ausgescholten hatte, rief er: sie sollen nur kommen, mit Heugabeln, mit Dreschflegeln wollen wir sie todt schlagen, und einen Bart laß ich mir wachsen bis hieher! Man soll die Pforzheimer kennen lernen; wie ich, so denken sie alle! — Er schien es ordentlich zu bedauern, daß nicht gleich einer da sei, den er zur Probe umbringen könnte. Noch nie habe ich einen Deutschen in seinem patriotischen Eifer so wüthend gesehen. Nord- und Süd-Deutschland athmete jetzt nur einen Geist; noch zu keiner Zeit erlebte man solche Uebereinstimmung der Gesinnung, solche Eintracht.

Den andern Tag gesellte sich ein Wirtembergischer Officier zu uns, der den Feldzug nach Rußland mitgemacht hatte, und uns eine Vorstellung von den damaligen Grausamkeiten gab, die die Leidenden und Sterbenden auf der Flucht gegen einander ausübten, indem sie zur Selbsterhaltung selbst des Leibes ihrer Kameraden nicht schonten. Nachdem er sich in aller Stille in Erbschaftssachen mit Frankreich abgefunden hatte, kehrte er nach Hause zurück, um gegen Bonaparte zu dienen.

Den Nachmittag kamen wir nach Stuttgard, und jeder trennte sich von dem andern. Meine Hauptsorge war hier zunächst, ja genau alle Vorschriften der Polizei zu befolgen, weil ich von der Strenge derselben schon im Auslande gehört hatte. Nachdem an der Gränze und am Thore das Nöthige war beobachtet worden, erhielt ich im Wirthshause zwei Zettel mit vielerlei Fragen, worunter auch die war, ob der Fremde in Stuttgard Bekannte habe. Noch strenger fand ichs nachher auf der Rückreise, wo ich fast in jedem Städtchen den Paß vorzeigen mußte, und öfters

brachte der Thorwächter sogar mit der Laterne Papier und Dinte heraus, um sich wieder verschiedene Fragen schriftlich beantworten zu lassen, was sein Kollege am andern Thore des andern Morgens in aller Frühe gleichfalls that, so daß die Polizei mir gar nicht aus dem Gedächtniß kam. Diese strenge Ordnungsliebe hat auf das Leben in Stuttgard selbst auch einen nicht geringen und in mancher Hinsicht, wie es scheint, sogar wohlthätigen Einfluß. Wider der hier herrschenden Gewohnheit, fleißig die Weinstuben zu besuchen, würde vielleicht manche Stunde über die Zeit hingebracht, vielleicht manche halbe Nacht versoffen werden, wenn nicht eine allgemeine Verordnung es einem jeden zum Gesetz machte, nach zehn Uhr sich nicht ohne Laterne auf der Straße sehen zu lassen. Dieß hat die Folge, nicht, daß alle Welt Laternen bei sich trägt, sondern, daß man des Abends zeitig hin, zeitig aus der Gesellschaft nach Hause, zeitig zu Bette geht, und eben so zeitig am andern Morgen, munter und aufgelegt zur Arbeit, sich wieder erhebt. Eine gute Tagesordnung ist wie der erste Grundstein zur Tugend,

zur Gesundheit und zur Glückseligkeit zu betrachten, und deßhalb eine solche Strenge nicht ganz zu verwerfen. Indeß zu läugnen ist es auch nicht, daß sie in schönen Augenblicken des traulichen Beisammenseyns und der zunehmenden Freude oft sehr unangenehm das Gespräch unterbricht, den Scherz, die Fröhlichkeit stört, und nicht selten die beste Gesellschaft mitten im Genusse auseinander reißt; denn es scheint eben nicht Sitte zu seyn, sein Recht mit der Laterne geltend zu machen; wenigstens waren die, welche immer sehr zahlreich das Gastzimmer und die Abendtafel meiner Wirthin zu besuchen pflegten, niemals damit versehen. So wie zehn Uhr herankam, war in wenigen Minuten wie mit einem Zauberschlage alles zerstoben und verflogen; die Lichter wurden ausgelöscht, und die Ruhe der Nacht begann. In Rücksicht dieser Lebensweise nahm auch das Theater schon um fünf Uhr seinen Anfang, was natürlich wieder auf die Zeit des Mittagessens zurückwirkte.

Meine Unterhaltung hier bestand darin, Männer zu besuchen, die mir merkwürdig oder schon bekannt waren, und zuweilen auf das Museum

zu gehen, wo zwar seit einiger Zeit nicht mehr gegessen und getrunken werden durfte, wo man aber alle Zeitungen und in einem guten Vorrathe von Büchern Nahrung genug für den Geist fand.

Haug, der bekannte Epigrammatiker, bewieß auch gegen mich seine gewohnte Dienstfertigkeit, indem er mich zu Weisser, dem bekannten Satyriker, zu Dannecker, dem genialen Bildhauer, zu Cotta, dem unternehmenden Buchhändler, und noch zu manchem andern führete, der mir lieb und werth war. Als alte Bekannte durfte ich Reinbeck und Matthison begrüßen. Der erstere erwieß mir viel Freundschaft; der letztere ließ mich in das Herz seines Königs blicken, dessen Huld ihn begeisterte, und seine Muse war eben damit beschäftiget, ihn zum bevorstehenden hohen Geburtstage, der in der Stadt noch manche Hände in Thätigkeit setzte, würdig zu begrüßen.

Es giebt in Stuttgard eine Menge geschlossener Weingesellschaften, die sich an bestimmten Tagen und Stunden zur Unterhaltung versammeln. Eine solche fand ich unter andern bei Dannecker, wo angesehene Männer von ver-

schiedenem Beruf alle Abende zusammen kamen, und wo ich gleichfalls von Haug eingeführt wurde. Bei der Wichtigkeit der Tagesbegebenheiten war es sehr angenehm, in einer solchen Versammlung immer das Neueste zu erfahren, was denn bei den mancherlei Kenntnissen und Ansichten der verschiedenen Personen einer genauen Prüfung nicht entging. Mehr als von dem Interesse der Thatsachen wurde Haug jedesmal von witzigen Einfällen, wozu ihm jene Stoff und Gelegenheit darboten, belebt und beseelt; hier trat seine glänzendste Seite hervor; ja, man lernt ihn nicht eher kennen, als bis man ihn in einer solchen Gesellschaft gesehen hat; ein Epigramm strömt nach dem andern hervor, schon fertig mit Vers und Reim, und kommt so ungesucht und so leicht zum Vorschein, daß man bei der gemeinsamen Pflege des geselligen Scherzes die Täuschung hat, als ob man sie selbst gemacht oder wenigstens mit daran gearbeitet habe. Oft erfolgen drei, vier Epigramme gleich auf denselben Gegenstand hinter einander. So gab der merkwürdige Korporal bei Leipzig, der durch sein zu frühes Sprengen der Brücke einzig Schuld daran seyn sollte, daß nach-

her die französische Armee bei Erfurt wie eine geschlagene aussah, ihm gleich mehrere solcher Witzgedichte in den Mund. — Er besuchte zur reichen Einsammlung des Stoffs auch des Abends oft mehrere Gesellschaften von sehr verschiedener Beschaffenheit. So führte er mich auch in eine einfach bürgerliche, wo sein Witz noch ergiebiger floß, und wollte mich dann noch zu einer dritten bringen, wofür ich aber, des Weines ungewohnt, dankte.

Noch des Genusses muß ich erwähnen, den mir die Danneckerschen Kunstwerke gewährten; doch da ich nicht im Stande bin, sie kunstmäßig zu beschreiben, so will ich nur sagen, daß mir besonders der Anblick der kolossalen Büste Schillers viel Freude machte, und daß sie mir sowohl des Gegenstandes, als des Meisters, würdig zu seyn schien.

Am meisten hatte ich meine Aufmerksamkeit auf das Theater gerichtet, womit ich den Tag öfters angenehm schloß. Auf der Bühne herrschte, wie mir es vorkam, im Ganzen genommen keine üble Methode; es fehlte dem Ton nicht an Haltung und Ruhe, eher hätte man dem Spiel noch

mehr Lebhaftigkeit, Keckheit und täuschenden Ernst wünschen mögen. Die Bauart und innere Einrichtung des Hauses für die Zuschauer macht auf das Auge, obgleich das Gebäude vorher eine andere Bestimmung hatte, einen angenehmen und zwar großartigen Eindruck, und übertrifft hierin noch das nach römischem Muster erbauete, von Grund aus neue Theater in Karlsruhe, in welchem wenigstens die untersten Logen eine schlechte Rolle spielen, indem sie mit ihren kleinen viereckigen Oeffnungen wirklichen Gefängnißzellen ähnlich sehen. Hier erblickt man in einer mächtigen Rundung mehrere Gallerien über einander, die weiter hinauf sich immer mehr zurück begeben, und, bis zuletzt, jedesmal eine zurücktretende, doch sie beherrschende Reihe Logen über sich haben, was beim Anblicke das Gefühl von Macht und Freiheit giebt. Die königliche Loge mit der glänzenden Krone über sich hat besonders etwas Pomphaftes, verliert aber dadurch an Ebenmaß, daß sie sich bis zur letzten Gallerie ganz hinauf erstreckt, was nach Verhältniß der Breite ihr eine zu große Länge und ihrer Bedeckung ein zu lastendes Uebergewicht giebt.

Sie war immer erhellt, obgleich der König sie nicht betrat, sondern statt derselben sich einer ebenfalls schönen und etwas hervorgebaueten Theaterloge bediente. Alles hat das Ansehen von Macht und königlicher Würde. Sobald der König erscheint, verkündet es den Hall schmetternder Drommeten, und die Officiere, die unten gewöhnlich die vordern Plätze einnehmen, erheben sich, um seinem Gruße sich zu verneigen. Während des Stücks ist es wider den Anstand, zu klatschen, so lange der König kein Zeichen des Beifalls giebt, dann stimmt aber das Publikum desto eifriger mit ein. Den Schauspielern sieht man am Betragen, an der Richtung und Haltung des ganzen Körpers deutlich es an, daß sie vor einem kenntnißreichen, scharf richtenden Könige spielen, und sie müssen Sitte und Anstand in jeder Hinsicht auf das strengste beobachten. Auch darf kein Stück gegeben werden, das nicht vorher durchgesehen, und worin nicht alles gestrichen oder verbessert wäre, was das moralische Gefühl beleidigen oder die Achtung für Pflichtgesetze schwächen könnte. Eben so schien mir auch alles, was auf dem Theater als Zurüstung oder Nebenwerk eines

Etwas vorkam, etwas Würdiges und Vollständiges zu haben, ohne grade durch Pracht zur zerstreuenden Sinnenreizung auszuschweifen.

Was aber meine Aufmerksamkeit vorzüglich beschäftigte, war die Verbreitung des Schalls, welche hier sonderbare Erscheinungen hervorbrachte. Es ist bekannt, daß man den Gesetzen des Schalls in der Anwendung immer noch nicht auf die Spur kommen kann, und oft bei den schönsten Gebäuden sich deßhalb in großer Verlegenheit sieht. Man erbaut Kirchen und Theater, und wenn sie fertig sind, haben sie den allerschlimmsten Fehler, daß man schlecht darin hört. So ist dieß zum Beispiel in dem stattlich-zierlichen Berliner Theater der Fall, wo man bei den Reden der Schauspieler die Empfindung hat, als ob in einem abgesonderten Zimmer gesprochen würde, so daß also der Schall seine *ersten* Wirkungen hier in einem Kreise abzuschließen scheint, welcher nicht den Raum der Zuschauer mit in sich faßt, die die Töne abgeschwächt und gleichsam erst aus der zweiten Hand bekommen. Ich habe lange Zeit in den Theatern darüber meine Beobachtung angestellt,

und möchte nun für den wichtigsten Fehler und für die Quelle der Irrthümer halten, daß man bei der Verbreitung des Schalls noch die Hauptsache mit den Nebenbestimmungen verwechselt, und daher von manchen Dingen größere Wirkungen erwartet, als sie geben können. Das Allerwichtigste ist die allernächste Umgebung beim Schalle selbst. Diese ist gleichsam als das Instrument zu betrachten, durch welches wir weiter hin reden, und von ihrer Beschaffenheit und von ihrer anschließenden Mitwirkung hängt es ab, welche Wirkungen wir in der Ferne hervorbringen. Dieß geht so weit, daß oft dadurch nicht nur die Stimme geschwächt oder verstärkt, sondern sogar der Ton verändert werden kann. Am auffallendsten sieht man dieß an den Instrumenten selbst, d. h. an den mitredenden Vorrichtungen, die man dem Munde unmittelbar ansetzt. Ja selbst die Form des Mundes, die man nach den Umständen verändert, kann man schon mit zur Vorrichtung rechnen; denn wenn z. B. mehrere Personen im Zimmer sitzen, so können wir, ohne eine Person anzureden, doch dem Laute unserer Worte eine solche Richtung und

Bestimmung geben, daß der es recht gut merkt, welcher gemeint und besonders zu einer Antwort aufgefordert wird. Gehen wir weiter, so geben Trichter und Sprachröhre, und die verschiedenen Gefäße, in welche, oder durch welche wir reden, auffallende Beispiele. Auf entferntere Gegenstände angewandt kommt es nun darauf an, erstens, daß nichts die Verbreitung des Schalls hindert, und zweitens, daß das Allernächste den Schall (mitredend) leitet und befördert, und ganz zuletzt kann dann erst davon die Rede seyn, wie der Schall in der Ferne aufgefangen und für die Ohren gleichsam zu Rathe gehalten wird. Was das Mitreden der Gegenstände betrifft, so muß dieses freilich zugleich und nicht so geschehen, daß eine Zwiesprache, ein Echo, entsteht, und es muß auch die Mitwirkung von verschiedenen Gegenständen und Flächen nicht auf eine solche Weise verschieden seyn, daß eine Mitwirkung die andere hindert oder schwächt, wie man dieß in mancherlei Zimmern nach Beschaffenheit der Breite und Höhe beobachten kann. Bei einem Theater hängt die Verbreitung und die Kraft des Schalls nun gleich von dem ab,

was sich unmittelbar rechts und links und an der Seite beim ersten Ausgange des Schalls befindet. Was hier aufgehalten und gehindert wird, stirbt gleichsam schon halb in seinem ersten Wachsthume, indem mit dem ersten Schallstrahle viele andere unterdrückt sind, die sich im freien Fortgange daraus entwickeln, und mit Kraft die eingeschlossene Luft des ganzen Raums erregen würden. Im Stuttgarder Theater sah ich hiervon ein recht auffallendes Beispiel. Wenn der Schauspieler in der Mitte gradeaus stand, verbreitete sich der Schall seiner Worte auf eine gewöhnliche Weise, so daß man sich seiner Entfernung dabei im Gefühl bewußt war. Wandte er sich aber zwei oder drei Schritte auf die Seite, so klang es, als ob er in einen großen Kopf spräche, ja, seine Stimme wandelte vor ihm her, so daß sie gar nicht mehr von ihm, sondern in einiger Entfernung von einem unsichtbaren Geiste zu kommen schien; sie schwebte zwischen ihm und der nächsten Umgebung. Ganz natürlich; er ist ja nicht allein, der spricht oder anklingt, sondern die nahen Gegenstände thun ja desgleichen. Die Wirkung derselben darf nur

zusammengehalten werden, daß sie der seinigen gleich kommt, so muß von der Gesammtwirkung der Laut erst in der Mitte zwischen beiden redenden Theilen entstehen; und so war es auch. Man sah nur, daß der Schauspieler den Mund regte, seine Worte schwebten zwei oder drei Ellen von ihm und kamen von da zu uns herüber. Es war wie eine Zauberei, wie ein ewiges Verstecken. Bald schien der Schauspieler im Orchester, bald ganz im Winkel des Theaters zu stehen. Und dieser Winkel ist es eben, der das Räthsel löst. Nämlich auf beiden Seiten sind königliche Logen herausgebaut, die auf dem Vordergrunde der Bühne einen Winkel bilden. Diese waren es, welche immer mit sprachen, und nicht allein den Schall hinderten und auffingen, sondern zu einer solchen Kraft vereinten, daß sie sowohl den Entstehungsort des Schalls, als seinen Ton veränderten, der nun nach der Weite und Größe der redenden Organe weit dumpfer klang. Die Schauspieler hüteten sich auch vor diesen Sprechgehülfen, aber sie konnten es im Spiel nicht immer vermeiden, und so wie sie sich dem Winkel näherten, weg war ihre

Stimme, und ein anderer sprach an ihrer Statt. Man sollte diesen Weg weiter verfolgen, und auf mancherlei Weise durch verschiedene Stellung der nahen Gegenstände Experimente mit dem Schall anstellen — sicher würde man auf sehr wichtige Erfahrungen und merkwürdige Erscheinungen kommen. Man kann dieses schon auf dem Zimmer ganz im kleinen, wenn man eine schlagende Taschenuhr hinter verschiedene Flächen legt, und die Richtung der Flächen verschiedentlich verändert. — Von nun an, da ich dieß in Stuttgard erlebt und beobachtet hatte, war ich auf den Vordergrund eines jeden Theaters aufmerksam, und finde, daß es hier das Allerwichtigste ausmacht, ob ein Vorsprung (von Seiten der Gallerie und Logen) gebaut ist, oder ob gar keine Unterbrechung statt findet. Da man im Weimarschen Theater so überaus gut hört, so waren nach meiner Rückkehr gleich meine Augen dahin gerichtet, und siehe! es hat gar keinen Vorsprung, der Balkon läuft ebenmäßig fort und schließt sich an's Theater ohne Vorbrüstung an. Ja, dieser Umstand ist für die Verbreitung des Schalls so wichtig, daß man einst in einem großen

Trauerspiele gleich auf einmal merklich schlechter hörte, als zur Bildung eines sehr breiten Saals die Koulissen so zurückgestellt waren, daß die ersten Vorwände der Koulissen etwas über sie hervortraten, die schon mit ihrer Fläche einiges vom Schall wegnahmen, und in den Saal zurückwarfen. Wir haben also den Vordergrund des Theaters gleichsam als das Mundstück (oder als die Wangen des Mundes) zu betrachten, durch das die Sprechenden reden. Es ist kein Zweifel, daß auch die Koulissen und was hinter ihnen ist, etwas zum Schall mitwirken könnten. Je weiter vom Schall entfernt, je weniger ist die Beschaffenheit des Orts und der Gegenstände von Wichtigkeit, doch keinesweges ohne alle Mitwirkung, besonders wenn der umgekehrte Fall eintritt, daß der Redende in freier Luft steht, und erst die entfernten Flächen (Pfeiler oder Wände — auf dem Felde Hügel und Berge) mitredend werden. — Ich wünschte diesem Gegenstande eine tiefere Ergründung.

Rückreise.

Nachdem die Nachricht vom völligen Rückzuge der Franzosen, von der Schlacht bei Hanau und vom Uebergange über den Rhein angekommen war, richtete ich mit Freuden meine Blicke wieder nach dem friedlichen Weimar zurück, und berechnete ohngefähr, daß bis zu meiner Ankunft die dortige Gegend wohl wieder in Ruhe und Sicherheit und den Musen günstig seyn könnte. Ich sehnte mich nach so vielen Veränderungen besonders deßhalb nach meiner stillen Zelle, um mit meinen Freunden, die der Krieg so lange von mir getrennt hatte, mich durch Briefwechsel wieder in Verbindung zu setzen, was mir auch in der Entfernung als ein allgemeines Wiedersehen vorkam, indem jeder nun von Herzen reden konnte, und ich nicht mehr nöthig hatte, den Brief zugleich für zwei fremde Augen einzurichten, die in Leipzig öfters ohne Umstände mit hinein sahen. Ja in diesem Sinne kehrte jetzt ganz Deutschland zu seiner Heimath zurück, weil vorher Fremdlinge sich darin festgesetzt hatten, und niemand mehr sein Haus und Hab' und Gut

völlig sein nennen konnte. Unbewacht war nun der Freund wieder unter seinen Freunden.

Eben zur Zeit, da ich es wünschte, fand sich auch zur Rückreise eine bequeme und billige Gelegenheit. Ein junger Wundarzt hatte einen Kranken, der aus Stuttgard gebürtig war, von Bamberg hieher begleitet, und fuhr nun dahin zurück. Mit ihm machte ich mich also den 7. November auf den Weg. Es war eben der Geburtstag des Königs gefeiert, den Abend im Theater Titus gegeben, vor dem Wirthshause eine hohe Piramide angezündet, und im Hause von der Bürgergarde ein großer Ball und ein Gastmahl mit Gesang gehalten worden, so daß ich nach einer schlaflosen Nacht mit lauter glänzenden und feierlichen Bildern und Vorstellungen Stuttgard verließ. Ich schaute mit aufgehender Sonne noch einmal auf die anmuthigen Weinberge zurück, welche diese Königsstadt bekränzen, und wollte denn meine Gedanken auf das Künftige und Entfernte richten, als ich immer wieder durch neue Erscheinungen an jene Vorstellungen erinnert wurde. Der König wurde nämlich überall erwartet, weil er sich heute nach einem

entlegenen Jagdschlosse hegab. Besonders war in Gemünd, wohin wir zu Mittag kamen, deßhalb großes Leben. Schon draußen stand auf einem Hügel ein Mann von der Bürgergarde neben seinem Pferde in einen Mantel gehüllt, und harrete der frohen Ankunft entgegen. In den Stadt waren mit erforderlichen Zwischenräumen die Soldaten aufgestellt, so daß sie von einem Thore bis zum andern gingen. Auf dem Markte warteten für das Gefolge des Königs die Pferde zum Umspannen, und alle Fenster der Häuser rings umher waren mit Köpfen angefüllt, so daß sich also eine große Theilnahme an dem höchsten Wohlseyn des Königs überall kund gab. Dieses festliche Erwarten (es war überdieß grade Sonntag) dauerte den ganzen Weg bis gegen Abend fort, wo wir noch in der Dämmerung fast das Unglück hatten, eine Störung hineinzubringen. Der Kutscher war nämlich so eben vor einem Hause abgestiegen, um dort wohlfeilen Hafer zu kaufen, als ein reitender Jäger angesprengt kam, Platz gebietend die Peitsche schwang und sogleich auf unsere Pferde los hieb, so daß der Kutscher nicht schnell genug seyn konnte, sich mit dem

Wagen auf die Seite zu drücken. Und weil grade in diesem Orte die Pferde wieder gewechselt wurden, so hatten wir dieses Begegnen vor dem Thore zum zweitenmal. — Den Abend waren wir in Aalen. — Den Mittag des folgenden Tages brachten wir in Dünkelsbühl zu, wo eben die Fürstin von Wallerstein, welche einen bei Hanau verlornen Sohn beweinte, auf der Durchreise anhielt, und bei den Leuten allgemeine Theilnahme erweckte. — Bis Feuchtwangen wurden wir mit Regen heimgesucht, der erst auf dem Wege nach Anspach nachließ, wo uns dagegen die schlechte, pflasterähnliche Chaussee in eine harte Prüfung nahm. — Am 9. erreichten wir Nürnberg, wo wir wegen der Polizei, die sich zur Ansicht der Pässe erst um 8 Uhr des Morgens versammelte, ziemlich spät wegkamen. — Am 10. sollte ich Erlangen wiedersehen, wo ich einst meine akademischen Studien begonnen hatte. Manche Erinnerungen schwebten vorüber. Besonders sah ich die stattliche Kirche groß an, wo ich einst am zweiten Weihnachtstage über den heiligen Stephanus predigte. Ich hatte

die Sache geheim gehalten, aber plötzlich traten meine Freunde herein und waren verwundert, mich also reden zu hören. — Das Wiedersehen macht nicht immer Freude, besonders wenn man die jungen Mädchen als Mütter wiederfindet, und wohl noch obendrein Kreuz und Noth die frohen Bilder verwischt; ich unterließ es also, obgleich der Kutscher anhielt, hier jemand zu besuchen. — Unterweges waren mir die Kenntnisse meines Reisegefährten eine reiche Quelle der Unterhaltung; besonders ließ ich mich über die verschiedenen Methoden bei der Kur des Nervenfiebers und über die Heilart des Doktor Marcus in Bamberg, der damals viel Aufsehen machte, unterrichten, so daß die müssige Zeit nützlich und gut hinging. — In der kleinen Vestung Forchheim wurde ich im überfüllten Wirthshause auf das Gespräch zweier Fremden aufmerksam, die ich bald für Schauspieler erkannte. Da kam im Urtheil über einen Kollegen die Aeußerung zum Vorschein, er sei sonst ein sehr guter Schauspieler gewesen, auch noch zur Zeit, als er zum erstenmal die Weimarsche Bühne betreten habe, aber jetzt, nachdem er

Weimar verlassen, sei er ganz verdorben und völlig unbrauchbar. Jetzt konnt' ich denn doch nicht umhin auch laut zu werden und zu versichern, daß er schon bei seinem ersten Auftritte in Weimar nichts getaugt habe. Die Menschen hatten also die Idee, daß die Schauspieler in Weimar verdorben würden. Welche Begriffe müssen sie von der Kunst haben! Wahrscheinlich verwechseln sie noch ein Schauspiel mit einer Predigt, oder mit dem Angstgeschrei eines Gefolterten, oder mit der Redseligkeit eines Wunderdoktors. Doch weiß ich nicht, ob Unwissenheit oder der Neid also sprach.

Bei Bamberg dacht' ich schon, daß sich die Nürnberger Herren etwas in die Feder gearbeitet hätten; denn in einem langen Walde, den wir erst mit der Dunkelheit erreichten, sah ich plötzlich Kutscher und Gefährten in großer Besorgniß und sogar mit Pistolen bewaffnet, um sich gegen die Räuber zu wehren, die, wie sie sagten, hier zu hausen pflegten; indeß blieb es eine leere Vorstellung, und wir fuhren wohlbehalten in die Stadt ein.

Der schlaue Kutscher gab mir den Rath, von hier aus mit einem Einspänner in einer leichten

Chaise zu reisen, aber den andern Tag verwandelte sich diese in eine Kalesche, auf welcher ich bis Koburg gerädert wurde; dabei sprach der alte Vetterl (so hieß der Kutscher) einen so schändlichen Dialekt, daß ich bei meinen Erinnerungen kein Wort von ihm verstand.

In Koburg wehete mich zum letztenmal die Besorgniß der Gefahr an. Nach Weimar wollen Sie reisen, sagte ein Fremder, in eine Gegend, wo man jetzt nicht todt seyn möchte? Dabei tischten die Gäste eine Kosakengeschichte nach der andern auf, wie z. B. eine Kommission zur Untersuchung eines ausgeplünderten Landgutes von Eisenach gereiset und auf dem Wege der Gerechtigkeit selbst ausgeplündert worden sei. Indeß versicherte jemand, wenn man Cäsarewitsch spräche, ließen sie einen ruhig ziehen. Also schlief ich die Nacht sehr unruhig und murmelte immer Cäsarewitsch, wenn ich aufwachte. Ich dachte an mein Geld — ich hatte den Wechsel auf den ganzen Winter bei mir, und erwägte, wenn ich ausgeplündert nach Weimar zurückkäme, wie mich die Leute auslachen würden. Der Mond schien köstlich helle zum Zimmer herein. Ich stand also

auf, und fing an, etwas in die Kleider einzunähen; indeß war es auch hier nicht sicher; ein anderer Gedanke gab mir bessern Rath. Ich wollte es in die Wagenkissen verbergen. Allein nicht mit Gefahren, mit Lügen nur hatte ich wieder zu kämpfen, damit mein Eingang wäre wie mein Ausgang. Ein Fremder, der den Morgen von Leipzig kam, brachte die Nachricht, daß durch Thüringen jetzt alle Straßen sicher wären, und so ließ ich mir denn im Thüringer Walde, der bei den Böhmen im Frühjahr eine so fabelhafte Rolle gespielt hatte, des Windes Wehen in den dunkeln Tannen, das Rauschen und Schäumen der Sturzbäche und das Grauen der Abgründe und Tiefen sehr wohl behagen. Böhmische Landwehr ging an mir vorüber, böhmische Ochsen folgten hinterdrein, und in Rudolstadt hatte daher der böhmische Edelmann, der die Sendung dieser Gaben besorgte, nicht Unrecht, wenn er den Gästen bei Tische zurief: Kinder, Böhmen müßt ihr in Gold fassen!

In Rudolstadt wollte jemand mit mir reisen. Wer ist es? fragte ich. Ein Philosoph, war die Antwort. Gott sei Dank! rief ich aus,

da merkt man doch, daß man sich Weimars Fluren wieder nähert, denn dieser Name wehet schon von da herüber, und fächelt mich heimathlich an. Und ich konnte wegen einer sichern Ueberkunft nun ganz außer Sorgen seyn, denn der Philosoph hatte Schwerter und Flinten bei sich. Nur in Weimar selbst, auf der Straße, wollte uns der Postilion noch widersprechen, indem er dicht im Kreise herum seinen eigenen Wagen umzufahren und uns so neben unsere Hoffnungen auf das Pflaster hin zu setzen dachte. Ich rief ihm aber zu, daß ja die ganze Reise darauf abgesehn sei, kein Unglück zu haben; da ließ er denn endlich ab von seinem Sinne.

Indeß zitterte der Schreck von dem kleinen Bombardement, das die Luft über der Stadt bewegt hatte, hier noch so merklich nach, daß bei vielen sogar noch die Täuschung herrschte, als ob die Gefahr wiederkäme. Ich kannte diesen Zustand schon aus der vorigen Zeit. Nein! laßt uns nur als Freunde gegen einander handeln, uns beistehen, schirmen und helfen, dann wird künftig kein Feind mehr in unserer Mitte seyn! Deutschlands Bewohner wußten bis jetzt nur, daß sie Kinder verschiedener Väter, nicht, daß sie Brüder waren; jetzt haben sie sich erkannt — kein Fremder wird ihren Bund mehr stören!

V.

Der vierte August 1815.

Sonette

nach aufgegebenen Endreimen.

Vorwort.

In einem, den Musen und der Freundschaft gewidmeten Kreise wurde, zu scherzhafter Abwechslung, die Fertigung von Sonetten nach Endreimen in Vorschlag gebracht. Die anwesenden Frauen und Jungfrauen übernahmen der Reihe nach die Angabe der Reime, und so lautete denn in Kurzem das vorgeschriebene Gesetz also:

Vater
Kinder
gelinder
Berather

Prater
Sünder
Besenbinder
Kater

Nebel
Mütze
Zwiebel

Hebel
Stütze
Fibel

Hierauf erschienen bei der nächsten Versammlung, (am 4. August 1815.) von acht Verfassern neun und zwanzig Sonette, denen späterhin derjenige Freund, welcher als damaliger Hausherr die Sammlung derselben übernommen hatte, das dreißigste beifügte. Ich wähle hier zwölf dieser Reimspiele aus, obwohl die übrigen, wie in Hinsicht auf Erfindung, so an Ausführung, diesen keineswegs nachstehen, und hoffe, durch diese Mittheilung auch den Freunden der Harfe eine ergötzende Unterhaltung zu gewähren.

d. H.

1.

Reflexion.

Dem Dichter, manchen Klinggedichtes Vater,
Gebiert die Laune doch auch närr'sche Kinder;
Der Spaß allein macht gegen sie gelinder,
Den Witz selbst wählt das Mitleid als Berather.

Doch ärger, als beim Caroußel im Prater,
Dreht sich mein Kopf beim Schrei'n der kleinen Sünder,
Ich schreie wieder, wie ein Besenbinder,
Und fahre drein, wie auf die Maus der Kater.

Was daraus wird, das liegt mir noch im Nebel;
Sie rücken trotzig an der Kindermütze
Und nagen, als an einer großen Zwiebel.

Doch aus dem Grübeln wird nun doch kein Hebel;
Sei, liebe Narrheit! meiner Sorgen Stütze:
Sie bringen's doch nicht weiter, als zur Fibel.

J. O.

2.

An Freund S.

als er seinen Herrmann züchtigen wollte.

Warum doch walteſt Du, ein Rabenvater,
So ſtreng und ernſt im Kreiſe Deiner Kinder?
Beachte die Natur; ſie zieht gelinder —
Sei Du, wie ſie, nicht Zuchtherr, ſei Berather!

Laß ihnen ihre Welt! Dein Lebenspraten
Iſt beſſer nicht, wo Heiliger und Sünder,
Wo Erz-Philiſter, Buch- und Beſenbinder
Sich durcheinander drängt, wie Hund und Kater.

Vom Auge ſinkt auch ihnen einſt der Nebel,
Ein Doktorhut verdrängt die Kindermütze,
Und Blum' an Blume treibt die dunkle Zwiebel,

Iſt Phantaſie nur ihres Lebens Hebel,
Und Glaube, Lieb' und Hoffnung ſeine Stütze;
Die aber ſproſſen nicht aus Stock und Fibel.

F.

3.

Räthsel.

Kennt Ihr ihn wohl, der Liebe Sohn und Vater,
Der eigen nennt wohl alle Menschenkinder?
Der sie erzieht, bald ernster, bald gelinder,
Ihn, aller Freude freudigen Berather?

Den Zaub'rer auch, der Wüsten schafft zum Prater,
Den Gnädigen, der selbst nicht haßt den Sünder,
Den Gütigen, der auch den Besenbinder
Nicht einsam läßt mit seiner Hütte Kater?

Ihn, der gehüllt in seiner Allmacht Nebel
Auch Kronen neckt, nicht schont der Bischoffs-
mütze,
Bald mild, bald scharf, ein Konterfei der
Zwiebel?

Ihn, aller Thaten nie zerbrochnen Hebel,
Ihn, aller Zeiten nimmer morsche Stütze,
Der Menschenkinder Testament und Fibel?

Kn.

4.

An einen Mädchenschulmeister.

Du Grämlicher! den, bist du gleich nicht Vater,
Doch stets umgiebt die Blüte schöner Kinder,
Laß mir dein Amt, und sieh es mich gelinder
Verwalten bald, als liebender Bexather.

Dein düstres Zimmer werde mir zum Prater,
Mit Küssen straf' ich meine kleinen Sünder,
Die Ruthe laß ich gern dem Besenbinder,
Und knurren darf mir nicht einmal der Kater.

Hinweg mit allem pädagog'schen Nebel!
Perücke, weiche du der Gärtnermütze;
Denn holde Blumen zieh' ich aus der Zwiebel!

Die Freude, lehr' ich, ist der Tugend Hebel,
Die Liebe ihre einz'ge sichre Stütze,
Und den Ovid docir' ich statt der Fibel!

Br.

5.

Verzweiflungssonett

am 4. August um 6 Uhr.

Schon schlägt es sechs! ach du mein Herr und Vater!
Ich Aermster, ich, im Chor der Menschenkinder!
Mich überläuft ein Angstschweiß! kein gelinder!
Die Zeit ist um, und nirgends ein Berather!

Wie paßt mir doch zum schönen Wiener Prater
Ein Sünder, ach! wahl gar ein armer Sünder!
Und Besenbinder, Götter! Besenbinder,
Die tummeln sich herum mit Katz und Kater!

Wie Nebel wird's vorm Auge mir, wie Nebel;
Das Hirn gefriert mir in der warmen Mütze;
Gebt mir zu riechen Schwefel oder Zwiebel!

Doch Dank dem Reim, der Musen großem Hebel!
Ich bin am Ziel mit seiner starken Stütze;
Wo man sonst anfängt, schließ' ich — mit der Fibel.

Kn.

6.

Akrostichon.

Freund, sei gegrüßt! Du, heut der Herbergsvater
Ruhmvoller Sänger, holder Frau'n und Kinder!
Im Reich des Schönen bist Du ein gelinder,
Erfreu'nder West, ein Sturm als Rechts berather.

Dein eigner Hain, Dein Lustan'scher Prater,*)
Ergötzen gleich die Frommen und die Sünder;
Romantik hüllt ja Pabst und Besenbinder,
Infant und Bettler, Nachtigall und Kater

Chaotisch bunt in rosenfarbne Nebel,
Hebt zum Trophae hier Bony's grüne Mütze,**)
Kränzt dort am Nil mit Gottheit selbst die Zwiebel!

Und ist sie denn der Geister Achs' und Hebel,
Hat Dir's als Greis einst nimmer Noth um Stütze,
Noch dort als Sternenkind um goldne Fibel.

Kd.

*) Die Uebersetzung der Lustade.

**) Die Zeitungen meldeten damals, daß der Eroberer dieser Mütze sie als Siegszeichen nun selbst trage.

7.

Der Schriftsteller an den Kritikus.

Ha, Kritikus! hör' den erzürnten Vater:
Warum zerfleischest du mir meine Kinder?
Wohl jedermann verfährt damit gelinder;
Nur du bist ein Verderber, kein Berather.

Ich weiß es wohl, Journale sind dein Prater;
Drum führest du zur Schau uns arme Sünder,
Brichst Ruthen dir, gleich einem Besenbinder,
Und sprühst uns an, wie dein Rival, der Kater.

So tritt heraus aus deinem dichten Nebel,
Aus des Inkognito Versteckens-Mütze,
Schäl' ab die Haut der falschen Namens-Zwiebel!

Dann treff' ich dich, dann bricht mein Dichterhebel
Dir, Frecher! deine Recensenten-Stütze!
Und stellt dich dar als Affen in der Fibel.

Th. H.

8.

Das Orakel,

befragt vom Genießer aus dem Phäakenlande.

Begleite mich, Sonett, des Liebreiz Vater,
Nach Karlsbad, wo jetzt so viel schöne Kinder
Am Neubrunn trippeln, daß der Trunk gelinder
Hinabgeh'! sei Orakel, sei Berather!

Elvira winkt, wir sah'n uns oft im Prater;
Soll ich nun vor ihr stehen, wie ein Sünder?
Mich schelten lassen, wie ein Besenbinder?
Dann Serenaden winseln, wie ein Kater?

Glas ist zerbrechlich! Frauengunst ist Nebel!
So flüsterst du, Sonett! Ich zieh' die Mütze
Mir über's Ohr, umhüllt, wie eine Zwiebel;

Ich schlaf' und esse; dieß sind Lebenshebel!
Bringt Rostbeef! dieß des Magens erste Stütze!
Tockaier Ausbruch! dieß des Trinkers Fibel.

B.

9.

Räthsel.

Geschwister kenn' ich nur, doch weder Vater,
Noch Mutter, bin vorletztes gleicher Kinder;
Stets gleich bin ich, nie härter, nie gelinder,
Es dient auch hier kein Endreim als Berather.

Bewundernd, jubelnd ruf' ich laut im Prater,
Hohl, klagend, tön' ich in dem Mund der Sünder.
Der Fürst bedarf mein, wie der Besenbinder,
Doch Katzen bleib' ich fremd, so wie dem Kater.

In Sonnen strahl' ich, weile nicht im Nebel,
Die goldne Krone wähl' ich statt der Mütze,
Den Rosenstock statt Hyacinthen-Zwiebel.

Das Wort gelt' euch für euern Zweck als Hebel!
Mich, der Ortographie und Optik Stütze,
Trefft ihr unfehlbar in der Lesefibel.

A. v. N.

10.

An den Reim.

O Reim, Gedankensohn, oft auch ihr Vater,
Oft sprühn'der Krater witzbeschwingter Kinder,
Sei heut' nicht minder gütig, fließ' gelinder,
Als Oel im Winter dem Latern-Berather!

Im Welttheater, in Klausur und Prater
Sind Lai' und Pater Zöllner nur und Sünder,
Der Weltentzünder, wie der Besenbinder,
Steht vielsmals hinter Wolf, Spatz und Kater.

Drum spend', mein Rather, mir nur blaue Nebel,
Daß nicht der Pöbel frech dieß Blatt als Mütze
Und Mantelnütze für die Wurst und Zwiebel.

Wie ging mir's übel, brächt des Reimes Hebel,
Gleich alter Möbel — ich wär' sonder Stütze,
Ein Lese-Schütze, heulend bei der Fibel!

Kd.

II.

Der alte Schulmeister.

Mir schwachen Greis hat dort der große Vater
Vertraut die Bildung vieler seiner Kinder!
Streng bin ich mir — doch ihnen wohl gelinder!
Und nebenbei des ganzen Dorfs Berather.

Die Dorfau ist Augarten mir und Prater,
Die Strafbank gnügt für meine kleinen Sünder,
Der Birkenhau verbleibt dem Besenbinder!
Gesellschaft leistet Pudel mir und Kater;

Die fliehen nicht vor meinem Taboknebel,
Die spotten nicht ob meiner Troddelmütze!
Mein Gärtchen liefert Sallat mir und Zwiebel.

Bin ich auch nicht für großen Zweck ein Hebel,
So wirkt mein Beispiel doch als feste Stütze
Zugleich mit Katechismus und mit Fibel.

A. v. N.

12.

An vorstehende Sonette.

Kommt nur herein ins Haus zum Findelvater,
Ihr lieben, frohen, muntern Lebenskinder!
Es zieht so scharf, hier ist die Luft gelinder,
Und eurer harrt ein freundlicher Berather.

Glaubt mir's, es ist die Welt kein Wiener Prater,
Sie hackt auf junge, wie auf alte Sünder,
Und Ruthen bricht ihr Held und Besenbinder,
Für Kinder mehr noch, als für Katz' und Kater.

Laßt drum die Berge dort im fernen Nebel;
Ihr seid so glücklich in der Kindermütze,
Und Krokus blüht im Stillen aus der Zwiebel.

Was Leben fühlt, hat Krücke nicht und Hebel
Vonnöthen, nicht die Außenwelt als Stütze,
Und Menschen sind am frömmsten bei der Fibel.

Kn.

VI.

Oheim und Neffe.

Erzählung

von

F. Laun.

Berlin den 16. Mai.

Der Athem vergeht mir in diesen Steinen. Du schönes, kraftvolles Landleben, lieblichster der Monate! Wie sehnlich blickt mein Herz zurück nach euch und euern lebendigen grünen Gestalten! Auf die Straße darf ich schon gar nicht sehen. Mir schwindelt vor dem bunten Gewühl der Stadt und ihres Gewerbes und ihrer Thorheiten, das ich nun seit zwanzig Jahren freiwillig entbehrte. Wahrlich, ich bin wie gar nicht auf der Welt, wo ich den Frieden meines Guthes vermisse. Und was legt mir jetzt diese Buße auf? War es die Vernunft, welche sagte, daß es mir Noth thue, einmal die Fortschritte des menschlichen Geistes in einem seiner Zentralpunkte anzusehen? War es die Freundschaft, die überall eine bekannte, liebe Hand mir entgegenreicht? Keins von beiden, mein theurer

Gerhard! Was Vernunft und Freundschaft vielleicht nimmermehr vermocht hätten, das ist der ganz vernunftlosen Laune eines Knaben im Augenblicke gelungen!

Du weißt, daß mein Neffe Theodor sich nach Beendigung seiner Studien noch hier aufhält. Daß ich viel von seinen Kenntnissen für meine Güther erwarte, daß weißt Du auch. Wirklich rechtfertigte seit einiger Zeit jeder neue Brief von ihm die Erwartungen immer mehr. Alle Posttage schrieben wir einander, und so offen, daß ich sein Herz zu kennen glaubte, wie das meinige. Der Plan, den ich hierauf baute, ach, er war so natürlich; er war geschaffen, das Glück meines und seines Lebens auszumachen! Mein neuer Guthsnachbar, Baron Wimpfen, besitzt eine Tochter, einen Engel würde ich sie nennen, wenn der Mann von vierzigen in seinen Ausdrücken so hoch hinaus dürfte. So aber sage ich nur, daß sie bei ungewöhnlichen Reizen ein Mädchen ist, wie es seyn soll. Darunter verstehe ich nicht ein affektloses Romanenunding mit lauter Geduld und Vernunft bis zum

Platzen ausgestopft, sondern den lebensreichen Stoff zur künftigen trefflichen Hausfrau, wenn sie einem verständigen Manne in die Hände geräth. Denn das muß man bei der Besten noch ausbedingen! Dieses Mädchen nun denke ich meinem Theodor zu. Seit einem halben Jahre sprechen alle meine Briefe an ihn von Adelgarden. Jeder der seinigen erkundigt sich schon lange auf's angelegenste nach dem Fräulein. Es wird zwei Monate seyn, daß er einmal eine Sehnsucht nach ihrer Bekanntschaft zeigte, die meine Hoffnungen auf's höchste trieb. In der ersten Freude laufe ich auch mit dem Briefe zu Wimpfen selbst. Ich treffe ihn allein. Meiner Einleitung von den Ehen, und dem anerkannt guten Grundsatze, daß der Gatte acht bis zehn Jahr älter seyn müsse als die Gattin, aber auch nicht drüber, läßt er Gerechtigkeit widerfahren.

Nun frage ich nach dem Alter Adelgardens. Sie hat sechszehn Jahr, Theodor vier und zwanzig. Ich zeige ihm des Jungen Brief. Ein freudiger Händedruck von seiner Seite. Da tritt Adelgarde herein. Sie vernimmt die Botschaft,

die ihren Vater und mich glücklich macht. Ihr hohes Erröthen sagt mehr, als das Gewöhnliche. Zwar hat sie Theodor'n nie gesehen. Aber sein wohlgetroffenes Brustbild ist schon der Gegenstand des Gesprächs zwischen ihr und ihrem Vater gewesen. Dieß bringt letzterer jetzt zur Sprache. Die Zweifel, welche ihr früheres Erglühen ja noch ließ, werden durch ihre nunmehrige große Verlegenheit völlig zerstreut. Ich ergreife die eine ihrer Hände, Wimpfen die andere. Wir verstehen uns, und ich fliege zurück nach Hause, um Theodor'n zu schreiben, daß alle Vorbereitungen zu seinem Glücke getroffen sind. Allein es warten schon so viele dringende Geschäfte auf mich, daß die Post abgegangen ist, ehe ich meinen Vorsatz ausführen kann. Aus derselben Ursache verstreicht noch ein Posttag. Endlich schreibe ich. Keine Antwort. Ich schreibe nochmals. Und nun kommt ein Brief von dem Jungen voller Feuer und Flammen. Doch nicht für Adelgarden, sondern für eine Wittwe, die ihm der leidige Satan in der Zwischenzeit zugeführt hat. Der Junge ist plötzlich toll geworden. Auf drei

vollen Bogen faſelt er von nichts, als von unendlicher Liebe, vom Verein zweier getrennt geweſenen Hälften und dem übermenſchlichen Glücke, wenn es dieſen beiden altheidniſchen Hirngeſpinſten gelinge, einander zu begegnen! Wahrlich mit den Zähnen hätte ich den Unſinn zerreißen mögen! Nachdem ich ihn über die Güte meines Grundſatzes, über das Verhältniß der Jahre in der Ehe alles Nöthige geſagt habe, nachdem von ſeiner Seite ſelber oft ſo darüber raiſonnirt worden iſt, daß ich ihn in dieſer Rückſicht ganz geborgen glauben muß, tölpelt der Zufall ihm eine Sechsundzwanzigjährige in den Weg, und rein iſt alles, alles vergeſſen! Aber bei der herrlichen Frühlingszeit, die ich ſeinetwegen dieſen dumpfen Steingewölben opfere, bei dem Glücke, das ihn in Adelgardens Armen erwartet, ſchwöre ich, nicht zu ruhen, bis er das lächerliche Verhältniß aufgegeben hat. —

Seit zwei Stunden ſitze ich auf ſeinem Zimmer und ſchicke überall nach ihm herum. Ich bin ſo voll von meinem Gegenſtande. Alle Gründe gegen ſein Vorhaben ſtehen ſo lebendig

vor meiner Seele. Komm, Junge, komm, damit wir beide recht bald glücklich werden! —

Abends.

O weh, meine Hoffnung! Der Bube ist ganz von Gott verlassen. Meine triftigsten Gründe prallen ab von seiner verkehrten Neigung. Mag ich um Gotteswillen bitten, das alte Mütterchen zu bedenken, welches in zehn Jahren seiner zwei und dreißigjährigen Blüte zur Seite sitzen würde, er besteht fest auf seinem Sinne. Wie ein Stock sitzt er mir gegenüber. Höchstens zuckt er mit den Achseln, daß es so seyn müsse.

Daß ein sonst recht gescheidter Mensch auch nur so plötzlich sich dergestalt verwerfen kann! Sprich selbst, Gerhard, ob es viel anders wäre, wenn ich diese Wittwe heirathete, ich mit meinen vierzig Jahren? Noch dümmer und unverhältnißmäßiger freilich. Aber ein Grad mehr oder weniger, was will das bedeuten?

Abermals dein Werk, verwünschte Gefallsucht! Zwar ist mir der sechs und zwanzigjährige Engel noch nicht zu Gesicht gekommen, aber alles sagt ja,

daß die Frau Kammerherrin Theodore von Eichthal ihre Netze gut ausgespannt haben müsse, um einen so frischen Fang zu thun.

Eben war er im Zimmer. Ich bewundere mich selbst und die Ruhe, mit der ich den Vorschlag genehmigte, morgen in seiner Gesellschaft zu ihr zu gehen. Das wird eine böse, lange Nacht dazwischen geben.

Berlin den 17. Mai.

Dagewesen sind wir. Ihr Hauskleid, weiß wie der frischeste Schnee, bestach, ich gestehe es, mein Auge im ersten Momente. Das ganze übrige Wesen ebenfalls, möchte ich sagen. Denn es war noch früh, viel zu früh, zu einem Damenbesuche. Gleichwohl nirgends Spuren vom vorigen Abende; alles in schönster, reinlichster Ordnung. Es muß sehr zeitig Tag werden in diesem Hause. Warum aber auch nicht? Sie verschmäht, nach Theodor's Versicherung, alle Nachtgesellschaften, ja die meisten Gesellschaften überhaupt. Wenn die Langeweile sie mit den Hühnern zu Bette schickt, so ist es sehr natürlich.

daß sie von der nämlichen am Morgen wieder heraus getrieben wird. Das alles giebt wenig Stoff zum Erstaunen. Auch kann ihr diese ganze Lebensweise so gut Kunst als Natur seyn. Man will vor Andern interessiren, und abgerechnet, daß bei einem so einfachen Verhalten auch die Reize besser und länger bestehen, ist das eingezogene Wesen an Frauen weit interessanter, als selbst eine brillante Existenz in den Zirkeln der großen Welt. Viele Männer, die auf's Heirathen ausgehen, fürchten Kopfweh von einer Gattin, die im Rufe des Witzes und Geistes steht. Dagegen sind die, fast romanhaften Häuslichkeiten ein unwiderstehlicher Reiz für uns alle. So viel weiß jede zu beurtheilen. Und kann sie — bei nur leidlichem Aeußern, — sich und ihr Temperament zur Entsagung der Gesellschaftsfreuden bewegen, so ist sie ihres Triumphs über die Männer ziemlich gewiß. Es kommt dazu, daß ein solches Betragen weit weniger innere Mittel erfordert, als das glänzende Auftreten in großer Versammlung; daß ein armseliges Wörtchen, gesprochen zu dem, der

Erlaubniß hat, ihr im einsamen Zimmer aufzuwarten, nicht selten für das Wort der Pythia vom Dreifuße genommen wird; kurz, daß ein — ausgemachtes Gänschen in dergleichen eingezogenen Rollen brilliren kann. Damit will ich jedoch die Frau von Eichthal nicht zu dieser gefiederten Klasse zählen. Gar nicht! Aus ihrem dunkeln Auge spricht in der That ein ausgezeichneter Geist, auch ist jede ihrer Bewegungen grazienartig. Dabei kann niemand die lebendige Seele in ihrer Stimme verkennen. — Desto schlimmer! Vom Gewöhnlichen wäre das Herz des Jünglings sicher leicht zu lösen gewesen. Hier sehe ich große Schwierigkeiten voraus. Sein Auge kann, wenn sie da ist, ihres Anschauens keinen Moment entbehren, und ist sie abwesend, so ruht es unverrückt auf der Thüre. In einem solchen Momente, wo Hausgeschäfte sie abgerufen hatten, sprach er begeistert: Nun Onkel? Als verstünde ich ihn nicht, gab ich sein nun? zurück. — Gott, Gott! rief er verstimmt, so hat dieses himmlische Wesen Ihr sonst so empfängliches Herz nicht angesprochen?

Warum denn nicht? O ja! versetzte ich einlenkend. Doch er stand unwillig auf. Ihre Eiskälte thut meinem glühenden Herzen weh, sehr weh! sagte er. Ich kenne Sie gar nicht mehr. Ich begreife nicht, wie das Gemüth, das ich in Ihnen verehre, das noch so warm und schön aus Ihren letzten Briefen leuchtet, wie es bei einer solchen Person ohne alle Regung bleiben, wie es hier durch das kleinliche Verhältniß der Jahre, der Zeit, irre werden kann, wo alles auf Unendliches hindeutet! — Schon das schöne geheimnißvolle Zusammentreffen unserer Namen! Bester Onkel, werden Sie denn auch hierin nicht die von oben ausgesprochene Billigung und Bestätigung meines ewigen Bündnisses mit ihr gewahr?

Ein Glück, daß mit ihrer jetzigen Rückkehr mir die Antwort abgeschnitten wurde. Denn meine affektirte Kälte war von diesen Tollheiten so ganz weggescheucht, daß es zu einem, in diesem Hause leicht ganz unanständigen, Ausbruche hätte kommen können. —

Wahr ist's, wären die übrigen Umstände nicht, so würde ich selbst der Frau schwerlich

gram seyn. Das Uebereinstimmende ihrer ganzen Art und Weise mit der Umgebung, von dem einfachen Hausgeräth und dessen Verzierung, bis zu der Wahl der Gemälde an den Wänden, alles dieß hat etwas Erfreuliches und für sie Einnehmendes. Worauf aber raffinirt eine geistreiche Wittwe nicht, einen jungen Mann in ihr Interesse zu ziehen, den ein ansehnliches Erbe erwartet? — Eine Ursache mehr zu solch einem Plane kann auch wohl in Beschränktheit der ökonomischen Verhältnisse liegen. Zwar weiß ich nicht, ob dieses hier der Fall seyn möchte; so viel aber ist sicher, daß sich etwas Aehnliches unter dem Anscheine der Einfachheit am besten verschleiern läßt.

Ich verfalle aus einem Argwohne in den andern. Dabei aber verkenne ich nicht, daß viel Seele aus der Frau spricht. Und das ist auch mein Trost. An diese Seele will ich mich wenden, um mein Vorhaben durchzusetzen. Ich schrieb vorhin heimlich an sie, und erhalte so eben durch ein Billet von ihr die Zusage des Tête à Tête, um das ich sie für morgen früh ansprach. Zwar

hat mich Theodor auf ein Guth, das eine reizende Lage haben soll, mit versprochen. Er kann allein hinausreiten. Ich denke indessen an der Herstellung seines Glückes treu zu arbeiten. Wer nur eine gute Einleitung dazu fände!

Berlin den 18. Mai.

Wie gerufen, brachte mir die Einleitung, mit der ich noch beim Ausgehen nicht zu Stande gekommen war, der Zufall in Deinem vormaligen Stubenburschen Zeiler auf der Straße entgegen. Er hat sich im Wesentlichen nicht geändert. Nur sind mit seinen Jahren auch seine Fehler gewachsen, so daß sein ewiges Kleben an leeren Formen ganz unausstehlich geworden ist. Er fing sogleich damit an, daß er, statt des Wiedersehens Freude mit mir zu theilen, mich recht ernstlich schalt, weil er mich auf der Straße zuerst sehen müsse. Meine Entschuldigungen und daß ich ihn auf die übrigen Freunde verwies, zu denen ich ebenfalls noch nicht gekommen war, alles half nichts. Desto schlimmer! sagte er, und hielt mir eine für Zeit und Ort ziemlich

bedeutende Vorlesung über die Pflichten der freundschaftlichen Höflichkeit. Nie hätte ich erwartet, in der liberalen, aufgeklärten Residenz auf solche Philistergröße stoßen zu können! Erst, als er vernahm, wohin sich meine Schritte richteten, veränderte sich sein Ton. Der Eigennutz erwärmte die eiskalte Rede, er wünschte, daß ich der Eichthal ein neues Gebot in seinem Namen für ihr Haus thun möchte, welches an sein Grundstück stoße. In Verfolg der Unterhandlungen sei er nämlich ganz mit der Frau zerfallen, und bedürfe einer Mittelsperson, die Sache wieder anzuknüpfen. Da er mir förmlichen Auftrag dazu gab, so hatte ich mit Einem Male eine Einleitung. Gern hätte ich etwas von ihm über die Wittwe erfahren, aber für einen Nachbar war er äußerst schlecht unterrichtet. Indessen wußte er ihr doch nichts böses nachzureden. —

Frau von Eichthal empfing mich in einem Zimmer, das etwas alterthümlich, mit Familienbildern ganz bekleidet war. Ihr Willkommen hatte viel Herzliches. Eine Jahrelange Bekanntschaft schien ihm vorauszugehen.

Ich komme — begann ich — im Auftrag eines alten Universitäts-Bekannten, und dieses Wort schien ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln. Ein Lächeln wandelte leicht über ihr wirklich nicht uninteressantes Gesicht, als ich Zeilers Anliegen vorgebracht hatte.

Und das wäre der Hauptgegenstand Ihres heutigen Besuches? fragte sie mit so klugem Auge, daß alle Unwahrheit sich ihm auf Diskretion ergeben mußte.

Warum nicht? versetzte ich, überrascht. —

Weil ich den ganzen Zweck Ihres Hierseyns zu verstehen glaubte. Doch es sei ferne von mir, Sie ausforschen zu wollen. Daher für jetzt nur die Antwort auf Ihre Frage wegen dieses Hauses. Der geheime Rath Zeiler ist ein sonderbarer Mann. Immer weiche ich seinen — in der That übertriebenen — Anerbietungen, in Ansehung dieses kleinen Besitzes aus. Ich sagte ihm sogleich Anfangs ein für allemal, daß mir das Grundstück um keinen Preis feil sei. Dennoch bemüht er sich fortdauernd, meine Beharrlichkeit durch erhöhete Gebote zu bekämpfen. Vor Kur-

zem ist er sogar darüber so unartig gegen mich geworden, daß ich aller seiner fernern Anträge los zu seyn glaubte. Allein, er nöthigt mich nun, selbst Ihnen hierin eine abschlägige Antwort zu geben. Doch soll es nicht geschehen, ohne meine Ursachen zu eröffnen. Mein verstorbener Gatte erbaute dieses Haus einzig nach seinem Wunsche, und wie er's für unsere Umstände am passendsten hielt. Erst kurz vor seinem Tode ist es fertig geworden, und schien so ganz zu seiner Freude ausgefallen, daß es ihm von Tag zu Tage lieber wurde. Schon dieserhalb möchte ich die Gewohnheit dieser Zimmer nicht gern entbehren. In ihnen hat mich mein, leider, ebenfalls begrabenes Kind mit seinem letzten Lächeln entzückt. Warum alle diese theuern Erinnerungen der Grille eines Fremden aufopfern? Und eines Mannes, der, ich weiß es gewiß, das ganze Haus, das Lieblingswerk meines Verstorbenen, niederreißen und hierdurch meiner erfreulichsten Vergangenheit, wenn ich so sagen darf, ihren Aufenthalt rauben will? —

Während sie so redete, suchten meine Blicke an den Wänden umher und kehrten unbefriedigt mit der Frage, welches von den Bildern ihren Gemahl vorstelle, zu der Frau zurück, der eine Thräne im Auge einen zauberischen Reiz verlieh.

Sie zeigte auf ein Porträt neben dem ihrigen, das ich nimmermehr dafür erkannt haben würde. Denn ein so von der Last der Jahre gebrücktes, abschreckendes Aeußeres hätte die Grausamkeit selbst einer so reizenden Frau kaum zum Gemahle zutheilen können.

Urtheilen Sie nicht, versetzte sie, als ich verstummte, nach diesen verschobenen Gesichtszügen. Ein Sturz vom Pferde ist die unglückliche Ursache. Darum stand er auch selbst an, sich malen zu lassen. Nach seinem Verscheiden aber konnte ich mich nicht enthalten, einen Künstler herbeizurufen, der ihn im Leben kannte. Sein Pinsel hat ihn so gut als möglich auf die Leinwand gebracht. Nur das Auge ist dem Maler nicht gelungen, weil theils der Tod ihm seinen wunderbaren Reiz entzogen hatte, theils auch überhaupt die Kunst zu arm ist, um den

lebendigen Wiederschein des herrlichsten Gemüths in seiner ganzen Klarheit und Tiefe zurückzugeben.

Aber, fiel ich ein, da wir einmal den Gegenstand besprechen, so verzeihen Sie mir die kühne Frage, ob der Verstorbene das Glück Ihrer Hand der Wahl Ihres Herzens zu verdanken hatte?

Ihre Frage, versetzte sie mit ziemlichem Stolz, ist sehr — gründlich, für unsere so neue Bekanntschaft!

Bloß aus Theilnahme! erwieberte ich.

Dafür soll es mir gelten! sprach sie. Nur weiß ich, leider! nicht, ob ja oder nein darauf zu antworten ist. Ich war funfzehn Jahr alt, als Eichthal mich im Hause meiner verewigten Pflegemutter kennen lernte. Sie trug mir seine Bitte um meine Hand vor und unterstützte sie. Ich willigte ein. Weiß aber ein Kind von funfzehn Jahren, ob sein Herz es ist, was es dazu antreibt, das Hochzeitspielen, den Lieblingszeitvertreib der Kinder, einmal ernstlicher zu versuchen? — Wie dem indeß auch sei, der im sechszehnten Jahre zu Stande gekommene

Versuch ist nur allzu gut ausgeschlagen. Wäre es's nicht, so würde der frühe Verlust des trefflichen Mannes mich gewiß weniger niederbeugen.

In welchem Alter starb Ihr Gemahl?

Sein sechs und vierzigstes Jahr erlebte er noch. —

Denke Dir, Gerhard! Vier Sommer schon verflossen seit seinem Tode und die Frau jetzt erst sechs und zwanzig Jahr alt! Denke Dir solch ein Mißverhältniß und glaube dann, wenn Du kannst, an die Wahrheit der Versicherung ihres verlorenen Glückes!

Und — so fing ich, nach einer Pause mit verhaltenem Unwillen an: — dem Andenken des verstorbenen Gatten zu Ehren, wollen Sie im Wittwenschleier durch Ihr ganzes Leben gehen?

Sie sind einer der seltsamsten Frager, die es nur geben kann! sagte sie. Doch weil ich den Zweck ihres Examens zu errathen glaube, will ich mir's gefallen lassen. Nein, mein Herr, nicht im Wittwenscheier. Der Verstorbene selbst hat mir noch in seinen letzten Stunden auferlegt, eine zweite Wahl zu treffen.

Und ist dieß bereits geschehen?

Warum? erwiederte sie mit scherzhafter Ironie. Wahrlich, wenn ich der Reife Ihrer Jahre einen so plötzlichen Entschluß zutrauen dürfte, so müßte ich glauben, daß Sie Absichten hätten auf meine Person! Doch nein, meinetwegen sollen Sie in keine Verlegenheit gerathen. Um Ihnen sogar alles Derartige zu ersparen, will ich Sie selbst auf den Punkt zurück führen, von dem Sie, weit bequemer, hätten ausgehen können. Ihr Neffe, gestehen Sie es nur, ist die Ursache Ihres Hierseyns.

Getroffen! rief ich mit Wärme aus. Lieben Sie meinen Neffen?

Vielleicht! Uebrigens scheint er mich zu lieben und sein einziges Glück auf meinen Besitz zu setzen.

Gnädige Frau, versetzte ich, darf ich unter diesen Umständen einer Hoffnung erwähnen, die meine Vorsorge für seine Zukunft aufbauete, einer Hoffnung, die — außer Ihrem Kreise liegt?

Ohnfehlbar kenne ich sie schon von Grund

aus. Verdanke ich ihr nicht die Ehre Ihrer Bekanntschaft?

Zugleich zeigte sie mir aus ihrem Büreau ein Päckchen Briefe vor, die ich selbst an Theodor geschrieben hatte.

Trauen Sie mir zu, sagte sie, meine Hand ergreifend, daß ich alles gethan habe, Ihren Neffen zu einer Reise nach Hause zu bewegen. Denn es leuchtet mir ein, wie sehr seine Verbindung mit Adelgarden von Wimpfen dem Glücke des wackern Mannes zuträglich seyn würde. Allein meine Worte waren in den Wind geredet. Sein leidenschaftliches Wesen nimmt mit jedem Tage zu, so daß ich — —

Daß Sie? fiel ich ein, als sie hier innehielt.

Daß ich gestern auf sein dringendes Bitten, ihm das Jawort zu unserm künftigen Vereine gegeben habe.

Und nur seinem Anstürmen, nicht Ihrem innern Triebe verdankt er dieses? fragte ich bekümmert und fuhr, als ihre Antwort ausblieb, also fort: Sie lieben den Unbesonnenen nicht einmal?

Lieben, Nichtlieben! Was verstehen Sie unter diesen so schroffen Gegensätzen? Gewiß bin ich Theodors innigste Freundin. Ich werde als künftige Gattin alles thun, ihm sein Leben zu verschönern, wenn er anders späterhin mir verzeihen kann, was meine Schuld nicht ist, daß nämlich meine Blüte dahin seyn wird, wenn er noch lange den vollen Glanz einer kräftigen Jugend behauptet!

Und glauben Sie, rief ich bedenklich, diese Verzeihung wirklich von ihm zu erhalten? Fürchten Sie nicht, daß vielleicht sein bester Wille an der menschlichen Schwachheit scheitern könnte?

Allerdings, Herr von Wilden, spiele ich ein gewagtes Spiel. Ich wage es indessen, für den Retter meines Lebens und meiner Ehre.

So nennen Sie meinen Neffen?

Ja wohl, und ich wundere mich über Ihr Staunen, da er Ihnen von mir geschrieben hat. Er hat — ich kann es denken — mich Ihnen weit über Gebühr gerühmt. Des ihm selbst so rühmlichen Augenblicks unseres Bekanntwerdens aber muß dabei keiner Erwähnung ge-

schehen seyn! Herr von Wilden, wenn ich Theodor'n mein Wort noch nicht gegeben hätte, so erhielte er's nun; denn solch eine Bescheidenheit, solch eine Delikatesse ist ihrer Seltenheit wegen eben so viel werth, als die Ehrenthat, welche sich dahinter verbirgt.

Es ist nicht allzulange, daß einmal des Abends bei der Rückkehr von meinem, zwei Stunden entfernten Guthe mein Wagen von vier Räubern angefallen wurde; französische Nachzügler, wie ihre Sprache auszuweisen schien. Mein Kutscher ergreift die Flucht, der Bediente, der mir beistehen will, wird mit einem Flintenkolben zu Boden gestreckt. Während drei von dem Gesindel mit Plünderung des Wagens beschäftigt sind, drängt sich der vierte an meine Person. Ein Faustschlag von mir setzt ihn in unbegränzte Wuth. Er bemächtigt sich meiner und schleppt mich nach dem nahen Gebüsch. Was ich kann, schreie ich um Hülfe und wehre mit der Kraft einer Verzweifelnden dem Verstopfen meines Mundes. Da sprengt ein Reiter herbei. Sogleich verlassen die Räuber den Wa-

gen, mit ihren Seitengewehren auf den Zurückgebliebenen eindringend. Zwei gutgeführte Pistolen aber von seiner Seite werfen den einen zu Boden und schrecken die Uebrigen in die Flucht. —

Wenn ich hinzufüge, daß der Reiter Ihr, von einer kleinen Reise zurückkehrender Neffe war, finden Sie es dann noch seltsam, daß ich seiner, plötzlich zur Riesin erwachsenen Leidenschaft Gehör gebe, da sie auf dem gewohnten Pfade der Sitte und des Gesetzes mich anredet, und durchaus keinen Widerspruch erdulden will? — Doch um die Zahl der Worte zu Rechtfertigung eines fest von mir gefaßten Vorsatzes zu mindern, habe ich mich schriftlich darüber erklärt. Allein wichtige Gründe bestimmen mich, diese Erklärung vor der Hand noch geheim zu halten. Sie sei indessen Ihren Händen anvertraut. Ich glaube Sie aus ihren Briefen an Theodor und dessen mündlichen Mittheilungen genug zu kennen, um keine voreilige Eröffnung meines versiegelten Blattes befürchten zu dürfen, sobald Sie solches versprochen haben. Geben Sie mir Ihr Wort, lieber neuer Freund, dieses

Siegel bis zum Tage meiner Hochzeit mit Ihrem Neffen unverletzt zu lassen, wenn Sie nicht früher Erlaubniß zu dessen Eröffnung von mir erhalten sollten. —

Kannst Du glauben, Gerhard, daß ich Unbesonnener diese Zusage wirklich gab. Daß ich sie gab, ohne zuvor auch nur noch einen einzigen Versuch zu machen, ihren Vorsatz zu bestreiten? Aber Du hättest sie nur dabei sehen sollen! Der alte Geck stand bezaubert von dem Frühlingsstral ihrer Blicke. Die Melodie der Worte, welche die feinsten Lippen auf's anmuthigste bewegten, floß verjüngend in mein allmählich zusammenschrumpfendes Herz. Die Hand, mit der sie bisweilen die meinige berührte, weckte das ganze Heer von Gefühlen auf, welche geschaffen sind, eine glückliche Jugend zu verherrlichen. Es war mir, als könne meinem Theodor mit dieser Frau nur Heil und Segen zufallen, als würde ich zum Thoren oder gar zum Böswichte, wenn ich mich seinen Wünschen länger in den Weg stellen wollte.

Schilt mich aus, tüchtig aus. Denn offen-

bar habe ich mich selbst in April geschickt mit dieser Reise hierher. Vor allem aber verbrenne meine Briefe von hier aus, in denen mein Argwohn gegen die Eichthal so altklug thut und nach allen Seiten hin Pfeile abschießt. Sie ist reich, geistvoll, verständig, höchst bescheiden, und nichts weniger als gefallsüchtig. Mit Einem Worte, sie ist alles das nicht, was meine Weisheit aus ihrem musterhaften Benehmen herauserklären wollte. —

Berlin den 19. Mai.

So wäre denn mein grosses Geschäft in der Residenz rühmlich vollendet, das heißt, so wäre die lange Nase fix und fertig, mit der ich nun in's Himmels Namen wieder nach Hause trollen kann. Schon gegen vier Uhr Nachmittags kam Theodor gestern zurück. Es zog mir ordentlich die Augen zur Erde, als er hereintrat. Und da ich nun Einmal mit meinem Karakter vor mir selbst so schmählich zerfallen war, so hielt ich es für's gescheiteste, solchen auch gegen ihn nicht länger als Maske vorzunehmen. Lieber

Theodor, sagte ich, wenn du zu deiner Liebe nichts weiter mehr als meines Willens bedarfst, so nimm ihn nur immen hin.

Es war ein schöner Augenblick. Der Junge stand vor mir, leuchtend wie ein Apoll, voller Kraft und Herrlichkeit. Er warf sich jauchzend an meinen Hals und stürmte dann fort. Wohin? kannst Du denken.

Ich nahm gleichfalls Hut und Stock und lief bei den hiesigen Freunden umher. Mein Geist leistete mir bei keinem Gesellschaft, und gar mancher mag jetzt den Kopf über den sonst so aufgeräumten Kumpan schütteln! —

Berlin den 20. Mai.

Heute bin ich mit dem Pärchen auf dem Lande gewesen; auf ihrem Guthe. Theodor hat nicht Unrecht; diese wird ihn zum Manne machen. Sie wird, wenn auch ihre Blüte dahin ist, mit dem Unvergänglichen in ihr, mit dem ewigen Gürtel geistiger Anmuth, sein Leben freundlich umwinden und beseligen! Welcher Verstand in ihren Urtheilen, welch ein Gemüth

in allem, was sie thut und will! Der Wiederschein ihrer Güte strahlt von allen Gesichtern der Gutsunterthanen auf sie zurück. Da ist kein Kind, das sie nicht beim Namen kennte, keine Familie, in der nicht, weniger oder mehr, ihr wohlthätiges Wirken sichtbar wäre. Noch einmal, verbrenne meine frühern Briefe, in denen von ihr die Rede ist. Ich komme mir jetzt selbst so gemein vor, daß ich's kaum gestehen kann, wenn ich bedenke, wie ich aus ihrem Thun die Geringfügigkeit, die Gemeinheit ihres Wesens heraus erklären wollte.

Zuweilen ist es mir, als ob sie Theodor'n lediglich aus Dankbarkeit liebe, als ob ihre englische Güte seinem unendlichen Verlangen nur wider Willen nachgegeben habe. — Wider Willen? Nein, Theodore thut nichts wider ihren Willen, der — wenn nicht das Sonnenlicht der Wahrheit selbst nur verkappte Finsterniß seyn soll — gewiß der reinste ist, den ich je an einem menschlichen Wesen wahrgenommen habe.

Gelegentlich fragte ich um Erlaubniß, ihr die versiegelte Schrift zurückgeben zu dürfen.

Ich stellte ihr vor, daß alle weitere Gründe für ihren Entschluß überflüssig wären, daß ich diesen Entschluß als die größte Wohlthat für meinen Neffen betrachtete. Aber nichts, ich müßte den Brief behalten. Und zwar versiegelt, setzte sie hinzu. —

In wenig Tagen tritt Theodor seine längst vorbereitete Reise an. Er bliebe viel lieber, das leuchtet aus allem hervor. Gleichwohl hat er das Herz nicht, es bestimmt zu äußern, und wenn er darauf hindeutet, so weiß Theodore selbst die Nothwendigkeit einer solchen Reise zu Vollendung des männlichen Karakters, dergestalt zu schildern, daß dagegen nichts aufzubringen ist. Während seiner Abwesenheit wird sie auf ihrem Guthe leben. — —

Berlin den 21. Mai.

Gut, daß mein hiesiger Aufenthalt in Kurzem zu Ende geht. Die ganze Zeit über bin ich durchaus nichts, als ein unnützes Supplement zu den beiden verliebten Existenzen gewesen. Dem Jungen bisweilen vielleicht ein so

verdrüßliches Anhängsel, wie der Wagen dem eingespannten Pferde. In ihre Arme möchte er immer fliegen, muß jedoch aus Achtung vor dem langweiligen Onkel ruhig neben ihr sitzen bleiben.

Aber Trotz der tyrannischen Wache, welche mein Beiseyn unwillkührlich ausübt, behandelt mich Theodore mit außerordentlicher Schonung und Zartheit. Weil unser ganzes hiesiges Leben nur in Bezug auf sie geführt wird, so sind wir die meiste Zeit entweder in ihrem Hause, oder doch sonst mit ihr. Lesen und Musiziren sind die Hauptbeschäftigungen, wenn wir nicht spazieren gehen. Ihre Stimme solltest Du hören, Gerhard! Zu schwach, um auf der Bühne Glück machen zu können, ist sie doch so rein und lieblich, daß Schmerz und Freude verklärt aus ihr in die Menschenbrust fließen. Man holt nur ungern Athem, wenn sie singt, weil man dadurch die zarten Schwingungen ihrer Töne zu verletzen fürchtet.

Und doch hat mein Athem die Unart, daß er gerade während ihres Gesanges immer lauter und lauter zu werden strebt! — —

Berlin den 22. Mai.

Gestern traf ich einen Maler bei Theodoren, der mit ihrem Miniaturbilde ziemlich zu Stande ist. Eine brave Arbeit in ihrer Art. Viel Aehnlichkeit und eine geschmackvolle Anordnung. Ich beneidete den Künstler um seine Geschicklichkeit, und Theodor'n um den Besitz des ihm bestimmten Bildes. Nachher suchte ich erstern in seiner Wohnung auf. Lange wollte er nicht dran, von dem Porträt eine Kopie heimlich für mich zurückzubehalten. Als ich ihm jedoch mein Verhältniß zu dem Original und dessen Verlobten entdeckte, da sagte er mir's zu. Im Grunde ändert das Verhältniß nichts in der Sache. Unter keiner Bedingung sollte er das Bild ohne Theodorens Vorwissen für irgend jemand kopiren. Aber so sehen die Menschen nur allzuoft die dürftigste Verkleidung eines Unrechts für Rechtfertigung an, wenn der Eigennutz sie antreibt.

Leider läßt sich der Satz auch auf mich anwenden. Verleitete ich doch den Maler, und sagte mir auch, ehe es geschah, daß das Bild bei

mir so gut wie vergraben und durchaus keinem Mißbrauche unterworfen sei.

Berlin den 25. Mai.

Diesen Morgen ist Theodor abgereist. Der Junge hat mich in der Seele gedauert. Lieber, glaube ich, hätte er sein Leben, als sie, hier zurückgelassen! Vorhin erhielt sie auch schon einen Brief von ihm, einen großen, acht Seiten langen Brief. Man begreift die Möglichkeit nicht, in der kurzen Zeit eine solche Menge von Buchstaben zu machen. Und was sprechen dazu seine Buchstaben aus? Die höchsten, lebendigsten Seelenergüsse. Man sieht den Geist des Reisenden, seine Arme ausstrecken. Nach ihr, einzig nach ihr! Man sieht, wie in seinen Vorstellungen die ganze weite Welt nur als eine leidige Sinnentäuschung erscheint, wie nichts, gar nichts wirklich existirt, außer Theodoren, wenn es nicht durch Erinnerung an sie eine Seele erlangen kann. Daß sein Oheim ebenfalls in die allgemeine todte Masse geworfen scheint, verziehe ich dem Jungen gern, wenn nur sein Zustand nicht so gar gewalt-

sam wäre. Bei einigen Dauer desselben kann er leicht zu Grunde gehen. Auch Theodore fängt an, dieß zu fürchten, und wäre mein Trost nicht die alles mildernde Zeit, so riefe ich ihn noch heute zurück, um ihn mit ihr zum Altar zu schicken. —

Morgen soll ich ihr Bild vom Maler erhalten. Dann augenblicklich Marsch, zurück aufs Guth! —

Berlin den 16. Juni.

Noch nach vollen drei Wochen einen Brief von hier aus, das hättest Du wohl nimmermehr geglaubt? Wie das aber so geht; erst hielt mich der Maler auf, und als ich das Bild hatte, glaubte ich noch einige Zeit ihr in der Nähe verweilen zu müssen, wäre es auch nur, um von Theodor Briefe zu lesen. So seelenvoll nämlich die sind, welche er an sein Herzblatt schreibt, so hölzern sind die an mich. Es ist mir zuweilen, als lasse er die Korrespondenz mit meiner Wenigkeit durch irgend einen kenntnißreichen Kropf besorgen, und liehe ihr dann nur seine Buchstaben.

Seine Briefe wimmeln von historischen, statistischen, physikalischen, artistischen und, Gott weiß, welchen sonstigen Aussichten. Ein Präceptor, dessen Lehrling er gewesen, könnte allenfalls damit zufrieden seyn. Ich aber will was Anderes. Von seinem eigenen Selbst soll er Nachricht geben. Doch je mehr ich ihm das zu Gemüthe führe, desto leerer und hölzerner werden seine Gegenschreiben, so daß ich ein's, das ich gestern erhielt, auf der Stelle als Fidibus verbrauchte, um nur etwas daraus zu machen. — Dafür aber reite ich alle Posttage hinaus auf Theodorens Guthe, wo sie nun lebt. Jede Zeile von ihm theilt sie mir mit. Es stürmt zwar fortdauernd gewaltig in seiner Brust, doch sieht man schon von Zeit zu Zeit stille freundliche Augenblicke darin aufsteigen, welche die Vorboten einer vernünftigern Zukunft sind. —

Theodor's Briefe an sie, wenn mir's um weiter nichts zu thun wäre, die könnte ich zugeschickt bekommen. Aber mein Guth ist zu weit. Hier kann ich doch immer auf dem Sprunge stehen, um, falls sein Liebesdämon ihn einmal

allzugefährlich faßte, den Burschen schleunigst zurückzuholen.

Außerdem fürchte ich mich auch nach Hause. Da ist unter andern der Wimpfen. Den muß ich doch zuerst besuchen, und was dem sagen, nachdem ich ihm und seiner Tochter so viel gesagt habe, heh? — Der Wetterjunge, was das für ein Streich gewesen ist! Doch aufrichtig zu sprechen, ich würde an seiner Stelle schwerlich anders gehandelt haben. — —

Berlin den 17. Juli.

Noch immer hier! Und doch athmen Theodors Briefe an sie den Ton der Verzweiflung gar nicht mehr. Sanfte, süßschmerzliche Sehnsuchtsklänge sind daraus geworden, die ich ohne alles Bedenken den weiten Weg nach meinem Guthe könnte machen lassen. Dazu ist auch Wimpfen mit seiner Tochter, wie der Verwalter schreibt, schon seit sechs Wochen verreist; ich glaube nach Italien. Aber dennoch bin ich noch hier, trotz den vielen Geschäften, die mich zu Hause erwarten. Ich reite regelmäßig alle Post-

tage hinaus auf Theodorens Guth, was auch Sturm und Wetter dagegen manchmal einwenden.

Lache Du nur! Die Anspielungen in Deinen Briefen, die Geschichte eines Vaters, der seinem Sohne die Braut wegfischt, sind mir nicht entgangen. Allein meine Hand ist rein von solcher Schuld. Gewohnheit, bloß Gewohnheit hat mich bis jetzt hier zurückgehalten, und wenn auch Theodore ganz gemacht ist, die Gewohnheit mit ihr zu seyn in einen recht eigentlichen Zauber einzutauchen, so weiß ich doch, Gott Lob! noch zu gut, was ich meinem Neffen, ihr und mir selbst schuldig bin. Konnte ich auch den Grundsatz des Verhältnisses der Ehejahre, in Einem außerordentlichen Falle, dem Neffen zu Liebe vorbeigehen, so würde mich doch die Thorheit in meinen persönlichen Angelegenheiten dawider zu handeln allzuschlimm kleiden. Nein, Gerhard, wenn das je geschehen sollte, so magst Du mir immer eine Schellenkappe zum Hochzeitgeschenke schicken; ich habe dann nichts, als diesen Rathsherrn verdient.

Berlin den 21. Juli.

Auf diesen Nachmittag waren die Pferde schon bestellt. Eben mußten sie aber ohne mich wieder fort. Niemand war Schuld als ein — Mannshandschuh, der neben Theodorens Sopha auf dem Boden lag. Als sie einmal wegsah, konnte ich mich nicht enthalten, ihn aufzuheben und einzustecken. Jetzt liegt er vor mir auf dem Tische. Er ist von der feinsten Art, und so viel ich mich darauf verstehe, englischen Ursprungs. Der Bediente, die einzige Mannsperson, welche Theodore um sich hat, könnte ihn beim Verbrennen der englischen Waaren sich angeeignet haben. Allein für eine Bedientenhand, die nicht immer rein ist, und ihren Geschäften nach solches auch nicht immer seyn kann, ist sein Innres viel zu nett, im Verhältniß zu der abgenutzten Außenseite. Zudem riecht der Handschuh nach kölnischem Wasser, welches die dienende Klasse auch nur in wenigen Ausnahmen zu gebrauchen pflegt. Es kommt dazu, daß wir mitten im Sommer leben, wo die Bedientenhände der Handschuhe gemeiniglich

entbehren. Und sollte auch Theodorens Bedienter galant genug seyn, um selbst in der warmen Jahreszeit, ja auf dem Lande, seine Hände zu bekleiden, so würde er im Hause der Herrschaft diese Gewohnheit doch sicher aufgeben, und wie wäre dann der Handschuh bis an das Sopha seiner Gebieterin gelangt? — Ihr selbst könnte man ihn vielleicht noch eher zuschreiben. Denn auch an Frauen habe ich dergleichen kurze Handschuhe bemerkt. Allein für diesen ist ihre Hand um die Hälfte wenigstens zu klein, ja die Athletenhand, welche hineingehört, kann nicht einmal einer besuchenden Freundin zur Last fallen. Zudem — was vielleicht das Wichtigste ist — hat sie noch gestern, kurz zuvor, ehe der Handschuh mir zu Gesicht kam, versichert, daß sie seit vierzehn Tagen keinen einzigen Besuch erhalten habe.

Ich muß wissen, durchaus wissen, wie das zusammenhängt. Beim Weggehen hatte ich schon eine Frage an den Bedienten auf der Zunge. Allein mein Haß gegen Auskundschaftung durch Dienstboten siegte über mein Verlangen, und

ich gestehe gern, daß der Umstand nicht aus meinen Gedanken kommt und mir wahrscheinlich die ganze nächste Nacht kosten wird.

Toll genug, daß zu Zeiten die Ruhe eines Menschen zu Grunde gehen kann, an einem Dinge, wie ein Handschuh ist. — —

— —

Berlin den 22. Jan.

Heute fand ich einen jungen Mann bei der Eichthal. Vielleicht bloß darum, weil niemand von der Bedienung im Vorzimmer war, der mein Kommen angekündigt hätte. Sie schienen beide bei meinem Eintreten etwas verlegen. Mein Blick fiel zuerst auf die Hand des Herrn, der mir als ein Baron Frankenheim vorgestellt wurde. Ich zog sogleich den Handschuh heraus, den ich bei mir hatte, und fragte, indem ich vorgab, ihn für den meinigen gehalten zu haben. Richtig; er bekannte sich zu diesem Eigenthume. An der nämlichen Stelle des Sopha's bekannte er sich dazu, wo ich den Handschuh gefunden hatte. Gleichwohl hatte die Eichthal alle Besuche seit vierzehn Tagen, männliche und weibliche, aus-

deutlich verläugnet! Wahrlich, ein schreiender Mißton in der bewunderten Harmonie ihres Wesens. Zwar der erste, den ich entdeckte, was aber vielleicht bloß an der Befangenheit meines Urtheils gelegen haben mag!

O Theodor, wie kanntest Du meine herrliche Adelgarde der Wittwe aufopfern? Wie er es konnte? Brauche ich darum erst ihn zu fragen, da ich selber es früher so gut begriff, um die Sache von Herzen zu genehmigen! Oder will der alte Thor es dem jungen verweisen, daß er in den Ketten der nämlichen Thorheit herumwandelt? —

Gern hätte ich noch ein Wort allein mit Theodoren gesprochen. Doch recht absichtlich fertigte sie mich mit der Nachricht ab, daß kein Brief von meinem Neffen gekommen sei, und wir uns daher wohl bis nächsten Posttag gedulden müßten. Und so heiter und ruhig sagte sie das, daß mich ihr Uebermaß der Geduld ärgerte, und ich mich um so lieber entfernte, da der junge Mann nicht vom Platze wich und mein Unterbrechen des Tête à Tête ihm zu mißfallen schien.

Es ist, als ob Theodorens Stelle in meinem Herzen wieder leer werden wollte. Der Gedanke an das Unzuverlässige auch dieser Frau, hat mein Pferd den ganzen Tag durch die Gegend gehetzt. Er hat mich so mißmuthig gemacht, als ob ich selbst noch Lust gehabt hätte, meine bis hierher behauptete Freiheit an ein Ehebund abzutreten!

Berlin den 29. Juli.

Die Dissonanz, welche mein letzter Brief von sich gab, hat sich zwar aufgelöst, aber ich bin deshalb nur um wenig gebessert. Theodore kann in der That völlig Recht gehabt haben mit der Behauptung, daß seit vierzehn Tagen niemand bei ihr gewesen sei. Denn der Baron Frankenheim wohnt bereits seit sechs Wochen mit in ihrem Landhause!

Und kein Wort, kein einziges Wort zuvor davon! Mein Befremden darüber entging ihr nicht, aber verlegen war sie darum auch keineswegs.

Sie wundern Sich über die Sache und über

mein Schweigen! sprach sie, Sie würden auch diesen Morgen schwerlich etwas von meinem Hausgenossen erfahren haben, wenn Sie ihn nicht gestern getroffen hätten.

Das glaube ich gern! fiel ich, von meinem Unmuth überwältigt, ein.

Lernen Sie lieber an das Wort unbescholtener Frauen glauben! versetzte sie, und das mit einem Adel, mit einer Würde, welche mir in diesem Augenblicke mächtig imponirten.

Es hat eine eigene Bewandniß mit des Barons Aufenthalte auf meinem Guthe! fügte sie hinzu, und ich gutmüthiger Tropf ließ mich bethören, und verlangte, da sie dieses Gespräch abzubrechen begehrte, auch weiter gar keine Erklärung über das Eigene dieser Bewandniß. Als ob ich ähnliche Arten eigener Bewandnisse nicht zur Gnüge kennen gelernt hätte! —

Berlin den 5. August.

So weit wäre es nun mit jener verwünschten Bewandniß, daß ich Theodorn noch heute davon schreiben werde. Bis dahin erhob mein Zutrauen

zu Frau von Eichthal doch noch einige Zweifel. Jetzt aber höre, wie gründlich sie mir alle gehoben worden sind.

Seit mehrern Nächten ohne Rast und Ruhe, setze ich mich diesen Morgen mit Aufgang der Sonne auf mein Pferd. Wo anders hin, als nach ihrem Guthe? Hier im Hofe finde ich einen Reisewagen. Alles ist mit Packen ämsig beschäftigt, und ich gehe unbemerkt vorüber. Niemand oben in ihrem Zimmer. Da dringt ein entferntes Schluchzen durch die halboffene Seitenthür. Ihre Stimme, unverkennbar! Ich trete in's Nebenzimmer. Ich sehe von hier aus, wie Baron Frankenheim sich nach einem Kusse losreißt; wie sie mit offenen Armen dem Forteilenden nachstürzt und dann mit dem Worte: Lebe wohl, mein Ludwig! an der Thüre ohnmächtig niedersinkt.

Nur einen Moment dauerte die Unentschlossenheit, ob ich mich der Bewußtlosen annehmen, oder sogleich wieder zu Pferde steigen solle.

Das letzte! Der Bediente kommt. Staunen und Schreck mischen sich auf seiner Miene. Ich

deute auf die Bewußtlose, und sitze nun hier, noch triefend von dem Galopp, in dem ich die ganze weite Gegend durchstrichen und endlich zurückgekehrt bin. —

Eben war ich über dem Anfange des Briefes an Theodor. Aber von drei halb zerschnittenen, neuen Federn will auch nicht eine sich zu dem bösen Geschäfte hergeben. Zu einer ordentlichen Nachricht gehört freilich mehr, als die auffallende Schlußscene. Ich hätte daher meinen Unmuth bezwingen, wenigstens beschwichtigen sollen, um die Eichthal anzuhören. — — —

Seit diesem Gedanken bin ich wohl eine Stunde im Zimmer auf- und abgegangen. Da kam endlich ein Billet; eins von ihr selbst. Sie müsse mit mir sprechen, und das im Augenblicke. Sie ist bloß darum nach der Stadt gekommen. Ich gehe. — —

Nachmittags.

Warum, so rief sie mir entgegen, warum verließen Sie mein Guth, ohne mich gesprochen zu haben?

Vielleicht, erwiederte ich, weil der Vorfall, dessen Zeuge ich zufällig ward, mir die Sprache benommen hatte.

Sie schienen doch zuvor ein unbegränztes Zutrauen in mich zu setzen?

Sie selbst schlossen es heute in die engesten Gränzen ein.

Ehren Sie ein Geheimniß, das mich zum Schweigen verpflichtet.

O, Frau von Eichthal, Geheimnisse, die selbst so laut sprechen, denen ist mit dem Schweigen ihrer Inhaber wenig gedient. Es reichte hin, mir die „eigene Bewandniß“ mit dem verborgenen Aufenthalte eines jungen Mannes auf Ihrem Guthe hinlänglich zu erklären.

Mein Herr! rief sie hier, aufstehend, verbeugte sich dann und schien in das Seitenzimmer gehen zu wollen. Aber die Würde, der Stolz, die meinen Argwohn verächtlich von sich wiesen, machten, daß ich ihre Hand ergriff und sagte: So entschuldigen Sie Sich doch, wenn Sie's im Stande sind.

Ich bedarf dessen nicht. Ihrem eigenen

Nachsinnen sei es überlassen, ob keine Verhältnisse denkbar sind, jene Scene zu rechtfertigen. Könnte nicht, um nur ein Beispiel zu setzen, eine frühere, späterhin durch unglückliche Umstände getrennte Liebe beim Abschiede nach zufälligem Wiederverein sich ein solches Lebewohl zurufen?

Bei dem Beispiele stehen zu bleiben, so wäre denn immer der verborgene Aufenthalt zuvor, wie er hier statt fand — zweideutig.

Mein Herr, rief sie und schien dabei hoch über mich herauszuragen, Sie und die Welt wissen nichts von mir, was berechtigen könnte, ein Verhältniß, das der Anstand in Schutz nimmt, als ein gemeines, unwürdiges zu deuten! — Ich begehre, daß Sie entweder meinen Kreis nie wieder betreten, oder an die Ehre unbescholtener Frauen glauben lernen. Vor allem verlange ich auch — und dieß ist der Zweck meines Hierseyns, ich verlange, daß Sie Ihrem Neffen kein Wort von dem Vorfalle mittheilen. Am Hochzeittage soll Auskunft erfolgen über Alles. —

Du fragst, ob ich hier einwilligte? Ja

wohl. Du haſt freilich gut verdammen. Aber es giebt einen edeln Unwillen, deſſen Ausbruch der leeren Nachahmung unzugänglich iſt. Es giebt eine Hoheit, eine Unſchuld, die ſich nicht erheucheln laſſen, und mit dieſen angethan, ſtand Theodore ſo ſtralend vor mir, daß alle meine Vorwürfe auf mich ſelbſt zurückfielen.

Lernen Sie an Frauen glauben, lieber Wilden, ſagte ſie noch, mild, wie das Mitleid, als ich ſie an den Wagen geleitete, in dem ſie auf's Landguth zurückfuhr. Und fügte ſie — freundlich, wie die Liebe, möchte ich ſagen — hinzu, als ich am Schlage von ihr Abſchied nahm, vergeſſen Sie nicht, die Poſttage, wie zeither, meiner Einſamkeit zuzuwenden! —

Berlin den 7. September.

Mehr als ein Monat iſt ſeit meinen letzten Zeilen verſtrichen, und doch habe ich ihr Wort beim Abſchiede befolgt und keinen Poſttag unbenutzt gelaſſen! — Anfangs ſchwankte mein Glaube an ſie zuweilen gar ſehr. Aber das Lauern auf alles, was ſie that, hat ſich mit den

ersten vierzehn Tagen wieder verloren. Denn so schreiend jene Abschiedsscene und das vorausgehende Verheimlichen gegen die sonst nirgends getrübte Reinheit ihres ganzen Wesens abstach, so verklingt doch bei einer längern, angestrengten Beobachtung auch dieser Mißlaut. Noch immer habe ich zwar keinen Aufschluß über die Sache, doch kenne ich Theodoren nunmehr in so vielen Beziehungen auf Welt und Menschen, und Himmel, könnte ich dazusetzen, daß mir jener Umstand nur noch wenig Sorge macht. Was auf dem Guthe athmet, ist ihr zugethan. Sie kann nicht durchs Dorf gehen, ohne daß die Kinder aus allen Fenstern und Thüren sie freundlich anrufen. Der laute Segen der Aeltern muß die Kleinen wohl in ihrer Liebe zu der Frau bestärken. Noch gestern erzählte mir der Prediger, in welche gerichtliche und sonstige Streitigkeiten die Gemeinde vordem sei verflochten gewesen. Seine Ermahnungen hätten nur wenig dagegen vermocht. Doch, da sei die neue Guthsbesitzerin gekommen und mit ihr der Genius des Friedens. Ihre wunderbar eindringende, ver-

ständige Zusprache habe den Dämon der Zwietracht gewöhnlich bei kleinen Abendmahlzeiten im Herrnhause nach und nach so kräftig beschworen, daß jetzt weit und breit keine Kommun einiger sei, als diese. Der Prediger fügte Anekdoten bei von ihrer Wohlthätigkeit, und rühmte, wie sehr sie den, während des vorigen Zanklebens verwilderten Sitten der jungen Leute durch ihr eigenes Beispiel und besonders auch durch ein Fest aufgeholfen habe, welches ihnen jährlich am Geburtstage des verstorbenen Gemals gegeben werde, wo die von der Gemeinde als die Musterhaftesten anerkannten, Geschenke von ihr erhielten, die in den Familien sehr hoch gehalten würden.

Mit Einem Worte, so schwer mir's auch auf meinem frühern Lebenswege die Frauen oft gemacht haben, an die Wahrheit ihres äußeren Thuns zu glauben, an diese glaube ich, auf diese baue ich. —

Desto empfindlicher muß meine Hoffnung von einer andern Seite angegriffen werden, und der Unmuth hierüber ist es allein, was mir so

langs das Schreiben zuwider machte. Theodors Briefe werden von Zeit zu Zeit seltner und — kühler. Unbegreiflich, daß sie, die so scharfsichtige Theodore, keine Ahndung davon zu haben scheint! Da hat er in Paris ein Mädchen kennen gelernt, ein gewisses Fräulein von Staff, die jetzt in allen seinen Briefen vorherrscht. Die sieht aus wie ein Engel, und spricht und singt wie einer. Bei den Ohren hätte ich ihn nehmen mögen, als ich vorige Woche einmal las, daß er nun so glücklich wäre, alle Tage in des Fräuleins Gesellschaft zu seyn, und darüber die Abwesenheit seiner Freundin Theodore möglichst zu vergessen. — So heißen seine eigenen Worte und das schreibt er ihr! Den Unwillen zu verbergen, der in mir hochaufkochte, eilte ich hierher zurück, wo ich meinem Herzen aber auch Luft gemacht habe in einem Briefe, den er nicht an den Spiegel stecken wird. —

Berlin den 21. Sept.

Nein, das ist himmelschreiend! Wenn ich denke, was ich dem Spitzbuben schrieb, und nun

das Blatt betrachte, das eben von ihm angelangt ist. Hat er sich doch die Liebe schon wieder zu Kopfe wachsen lassen und verlangt jetzt sogar, ich, ich selber solle Theodoren darauf vorbereiten, ich solle sie bitten, von seiner Hand abzustehen. Zwar werde er sein Versprechen erfüllen, wenn sie ihn dabei hielte; allein für die Folgen könne er nicht haften. Doch da, da, lies den Zettel selbst, so kommt er mir aus dem Gesichte, und ich erspare mir die unselige Mühe, seinen verwünschten Inhalt in die Feder zu nehmen.

Am meisten verdrießt mich das, daß der Junge damit meinem Wunsche zu schmeicheln vorgiebt, weil sein jetziger Exzengel viel jünger ist als er. Als ob der Vertrag, den seine Leidenschaft hier in Berlin, so ganz gegen meine Erwartungen und Wünsche, schloß, letztere nicht selbst hätte vernichten müssen!

Solche Wünsche noch in mir voraussetzen, heißt meine Rechtlichkeit verläumden, und wer das wagt, dem ist der alte Wilden Freund gewesen! Du weißt, ich hatte ihm, selbst in dem Falle, daß ich noch heirathen sollte, das schöne

ansehnliche Ritterguth **dorf zugedacht. Damit ist es nun aus. Ein so Undankbarer, Unrechtlicher, darf der Erbe unseres Stammguthes nicht werden. Die Geister meiner wackern Vorfahren stiegen zürnend aus ihren Gräbern, wenn ich ihren vormaligen Wohnsitz in so unreine Hände kommen ließe!

Berlin den 23. Sept.

Alles, alles weiß sie. Lange hatte ich mich vorbereitet, um ihr die Thorheit und Schande des Unbesonnenen allmählich beizubringen. Aber lächelnd nahm sie mir die Worte selbst aus dem Munde. Unbegreiflich genug hatte sie seit Theodors erstem zweideutigen Briefe alles errathen, und doch auch keine Spur davon merken lassen. Das ist das zweitemal, daß ich irre werde in ihr. So ruhig, als ob das Gleichgültigste, Unbedeutendste vorgefallen sei, sagte sie: Das ganze Leben geht wie ein Traum vorüber, warum von Bündnissen, wie das zwischen Theodor und mir, etwas anderes erwarten? Meine Erwartung ist wenigstens, bei allem Anscheine dagegen, niemals viel höher gegangen, lieber Wilden!

Gerhard, was meinst Du, eine Frau, dem Ansehen nach voller Seele, voller Gemüth, so gleichgültig bei solch einem Ereignisse! Hat ihr Thun nicht etwas so Gespensterhaftes, daß man sich davor entsetzen möchte? Sollte man nicht glauben, daß es in ihr der Kunst, einer abscheulichen, verbrecherischen Kunst, gelungen sei, die Rolle der Natur bis in ihre feinsten Nüanzen zu verfolgen und sich anzueignen? Das alles war ich schon Willens, ihr unverholen in's Gesicht zu sagen, als ein Haufe Besuchender, die wegen langer Abwesenheit große Ansprüche auf ihre ganze Aufmerksamkeit machten, mich hierher zurücktrieb.

Das Resultat eines vollen, außer meinem Wirkungskreise verlebten Sommers ist sonach in keiner Hinsicht gut ausgeschlagen! — —

Berlin den 24. Sept.

Kein Wunder, wahrlich, wenn Du über die Ungleichheit und die Widersprüche meiner Briefe laut auflachst. Ihr Inhalt wechselt zu auffal-

lend. Aber wechselt denn die Farbe meiner Seele nicht eben so?

Ein Billet, das Theodore mir diesen Morgen durch den Boten schickte, gab mir Erlaubniß, das bewußte versiegelte Blatt zu erbrechen. Ich lege eine Abschrift bei, da ich das Original nur höchst ungern entbehren würde. So hat denn die Scharfsichtige den ganzen Herzensgang des jungen Reisenden lange voraus geahndet. Mit Recht, wie man nun sieht, hat sie die interessante Situation ihrer ersten Bekanntschaft mit Theodor als den einzigen Zunder seiner Leidenschaft angesehen, als ein Feuer, das sie nur darum lodern ließ, weil sie glaubte, daß es im Wirbel der Welt von selbst vergehen werde; weil sie fürchtete, daß jeder Versuch es absichtlich zu löschen nur hineingegossenes Oel seyn möchte. Jetzt erscheint ihre Gleichgültigkeit bei dem Erfolge als die hohe Beruhigung im Erreichen eines guten Ziels. Denn sie hat, wie sich nun findet, Theodors Jugend keinesweges als etwas Unbedeutendes angesehen! — —

Eben komme ich bewundernd von ihr zurück.

Was ihrem Blatte noch an Deutlichkeit abging, das hat sie mir mündlich ergänzt, und ich weiß nun auch, daß sie die bewußte Abschiedsscene einzig darum nicht zu Theodors Notiz wollte gelangen lassen, weil sie besorgte, die dadurch genährte Eifersucht könne der Leidenschaft, deren allmähligem Absterben sie entgegen sah, vielleicht neuen Vorschub thun.

Wahrlich, Gerhard, den Sommer, in dem ich Theodoren kennen lernte, würde ich für den schönsten meines Lebens achten, wenn er mir nicht die Aussicht gekostet hätte, meinen Neffen mit Adelgarden verbunden zu sehen!

Uebrigens begreifst Du wohl, daß ich dem Jungen den Streich verziehen habe, und daß der Gedanke des Enterbens wohl aus meinem Hitzkopfe, nicht aber aus dem nur allzuweichen Herzen kam. — —.

Berlin den 1. Oktober.

Der Theodor ist ein Blitzjunge. Vorausfetzend, daß ich die Sache bei ihr eingeleitet, hat er nun selber einen förmlichen Absagebrief an sie

erlassen. Ich kam grade, wie sie ihn beantwortete. Welch eine milde, freundliche Antwort! Sie ergiebt sich in Alles und bittet nur um seine baldige Rückkehr und Erhaltung seiner Freundschaft.

Nichts vermißte ich an dem Briefe, als daß sie ihrer Prophetengabe mit keiner Sylbe gedacht, und so ihm ihren Triumph nicht zu erkennen gegeben hatte. Es fuhr mir auch ein Wort darüber heraus. Aber sie sagte: Diese Forderung that freilich meine Eigenliebe gleichfalls. Doch ich wieß sie zurück. Es hätte vielleicht eine augenblickliche Störung des angefangenen neuen Bündnisses dadurch verursacht werden können. Doch dieses muß man suchen, in seiner ganzen Reinheit zu erhalten.

Auf ihre Bitte fügte ich eine Nachschrift, eine Art von Widerruf meines letzten geharnischten Schreibens hinzu.

Berlin den 16. Oktober.

Seit dem Briefe an sie hat Theodor keinen wieder geschrieben. Auch können unter so ganz veränderten Umständen seine Briefe nur noch

von geringem Interesse seyn. Gleichwohl sitze ich richtig alle Posttagsmorgen noch draußen auf ihrem Guthe, und oft ist der Abend da, ich weiß nicht wie? Zu Stunden bin ich neben ihr, und die Worte sind leicht zu zählen. Sie näht oder stickt, und ich thue gar nichts, wie es scheint. Aber das scheint doch nur so. Denn ich betrachte mir sie, und meine Blicke werden nicht müde, an der zarten, kunstfertigen Hand bis hinauf zu dem seelenvollen Gesichte, und von da wieder zurückzuschleichen. So einförmig das in der Erzählung vorkommen mag, so reizend ist es in der That, besonders wenn ihr Auge zuweilen meinen armen Blicken seinen Sonnenglanz herüberwirft, und sie bei irgend einer Bemerkung von mir, die Arbeit auf einige Momente ruhen lassend, mich herzlich bei der Hand ergreift und ausruft: Sie sind doch ein guter, recht guter Mensch!

Es giebt zwar Zeiten, wo ich mir dieses Wörtchen gut in dumm übersetze, und mich ausschelte, daß meine alten Tage noch solche Scenen aufzuweisen haben. Aber das geschieht nur in

ihrer Abwesenheit. Denn wenn sie neben mir sitzt, dann ist dergleichen Uebersetzung gewiß fehlerhaft und unzulässig und ich lege die herbe, aber wohlverdiente eigene Kritik meines ganzen Benehmens ihrem arglosen Wesen nur unter.

Neulich ritt ich im Mondscheine nach Hause und dachte, wie oft wir beide, Du und ich, die empfindsame Mondsucht der Liebenden bespöttelten. Und wie ich dann darauf den leuchtenden Nachtwandler betrachte, so hat er, als wolle er mich für die alte Sünde züchtigen, Theodorens ganzes Gesicht angenommen. Sonst heißt es immer: Dumme Streiche müssen seyn, und macht man sie nicht in jungen Jahren, so wird hinterhin dazu Rath. Nun frage ich Dich, Gerhard, ob ich nicht ein recht wohl assortirtes Lager von dummen Streichen aus der Jugend mit herübergenommen habe, um jetzt abermals darauf ausgehen zu müssen? Die Sentimentalität, wahr ist's, hatte nur wenig Antheil an den frühern. Aber diese grade, nimmt sie sich nicht am albernsten im vier und vierzigsten Jahre aus? Denke ich doch bisweilen in allem Ernste darauf, Theo-

doren einen Liebesantrag zu machen. Ihre frühere Ehe ist von noch größerm Mißverhältnisse und nicht unglücklich gewesen. Aber, das hieße den Grundsätzen, mit denen ich mich so brüstete, grade in's Gesicht schlagen. Meine Jahre und die ihrigen, und was ich dem Jungen darüber äußerte!

Nein, nein, nein! Ich machte mich selbst zum Kinderspotte!

Recht überlegt, taugt ich fast schon dazu. Mit dem Frühling entreiße ich mich meinen ländlichen Geschäften, um hier etwas zu thun, und dann sogleich zurückzukehren. Ich that es nicht; ich that überhaupt nichts, und jetzt stehen die Bäume schon kahl und schmucklos da, und ich bin noch ohne Zweck in diesem steinernen Elende. Zwar fehlt es nicht an Beweggründen. Bald giebt es ein Konzert, bald ein neues Schauspiel. Aber alle diese Vorwände, sind sie nicht so kahl als die Bäume, die mir auf jedem Schritte mein Sündenregister vorhalten?

Bete für mich, Gerhard, daß es anders werde! Heute kann ich wahrlich noch nichts

versprechen, denn mein Herz ist noch allzuvoll von ihr! —

Berlin den 27. Oktober.

Wie, Gerhard, Du, Du selbst kannst mir rathen, einem Herzen zu folgen, das unsinnig genug alle Früchte meines früheren Nachdenkens vernichten möchte? Und Deine so kluge, so gute Frau kann Deinem Urtheile beitreten? Darin glaube ich jetzt freilich mit ihr, daß man durchaus nicht über Verhältnisse, die dem Ansehen nach gegen die Regel verstoßen, im Allgemeinen absprechen sollte. Denn wirklich giebt es Naturen, die weit vor den Jahren ältern, und dagegen wieder andere, deren frische Kraft weit über ihre Jugend hinausdauert. Ich fühle, daß ich mich hierin zum Beispiel aufführen darf. Aber ich habe früher so abgesprochen. So habe ich zum Beispiel in den Briefen an Theodor ein ardentliches Prachtgebäude von Grundsätzen über passende Ehepaare aufgeführt, und ihm dann den Text tüchtig gelesen, als alles dieses gegen den plötzlich aufbrausenden Strom der Leidenschaft keinen Damm abgeben wollte. Aber nicht allein gegen ihn habe ich mich

so geäußert. Voll Freude über meinen auszeichnenden Scharfsinn bin ich mit dieser Weisheit auf meinen und den Güthern in der Nachbarschaft ordentlich hausiren gegangen und oft gar böse gewesen, wenn man mein allgemeines Urtheil mit Beispielen aus der Wirklichkeit zu bekämpfen suchte.

Nein, Gerhard, unmöglich kann ich mich der ganzen Gegend zum Gelächter machen, und noch weniger ihr, ihr, die die abgeschmackte Weisheit meiner Briefe kennt und vielleicht noch immer in Händen hat! Auch steht es keinesweges in meiner Macht, es zu thun. Denn so freundlich sie auch mir ist, wer weiß ob ein Antrag dieser Art ihr Wohlwollen für mich nicht auf immer in bloßes Mitleid verwandelte? — Läßt doch ohnehin jene zweideutige Abschiedsscene jetzt eine ganz andere Erklärung zu, als welche sie damals davon gab. Nur als Beispiel stellte sie diese Erklärung auf. Allein können mit Theodors Entsagung ihrer Hand die Ansprüche des damals Abreisenden sich nicht wieder erneut haben? — Unfehlbar, ganz unfehlbar ist es so, ob ich schon, um meinem

Herzen zu schmeicheln, tausend Dinge oft an einander reihe, um diese Muthmaßung zu bestreiten.

Ja, gewiß, wo ich Liebe suchte, würde ich bloßes Mitleid erhalten, und das mag ich von niemand, nicht einmal von Theodoren. Lieber im Bewußtseyn ihrer freundlichen Zuneigung zurückkehren, und mich mit dem treuen Bilde von ihr begnügen. Kannst Du glauben, daß ich solches wie ein Fäntchen auf der bloßen Brust trage? —

Wahrlich, es ist weit mit mir gekommen, alter Freund. Aber weiter soll's auch nicht gehen, so viel ist beschlossen. Eine neue Gartenanlage hält Theodoren noch auf ihrem Guthe zurück. Morgen will ich hinaus, um Abschied zu nehmen, und übermorgen früh soll mir der Postillon auf dem Heimwege ein Lob- und Danklied blasen. —

Berlin den 7. November.

Fast hätte der Zufall, der die erste Veranlassung zur abermaligen Verlängerung meines hiesigen Aufenthaltes gewesen ist, Dir Gelegenheit

gegeben zu einer Nänie an meinem Grabe, derselbe Zufall, der — — Doch ich will dem Gange der Geschichte nicht vorgreifen.

Am 28. v. M. Vormittags war ich bei Theodoren. Mein Vorhaben, den folgenden Tag abzureisen, konnte lange Zeit den Weg über meine Lippen nicht finden. Ueber Tische setzte ich verschiedene Mal umsonst dazu an, und trank ein Glas nach dem andern, die Sache zu beschleunigen. In dessen Verfolg kam auch nach aufgehobener Tafel der Vorsatz endlich an den Tag.

Theadore war sichtbar davon überrascht. Warum so plötzlich? fragte sie. Zeither schien es immer, als ob Sie Geschmack an der veränderten Lebensart fänden. Meine Eitelkeit wollte mich sogar überreden, die Gewohnheit, mit mir zu seyn, habe einigen Antheil an Ihrem Vergessen der Heimath.

Gewiß den größten! erwiederte ich. Aber tausend Dinge warten zu Hause. Die Art, wie ich die Verwaltung meiner Güther zum Theil selbst zu betreiben pflege, verträgt sich nicht mit einer allzulangen Entfernung.

Ich selbst, versetzte sie, ich gestehe es Ihnen, ich habe mich über die lange Dauer Ihres Hierseyns gewundert. Doch nahm ich allzugern Antheil daran, um es zu äußern. Sie hatten damit zu gut für meinen Eigennutz gesorgt. Aber daß auch Sie kein Wort von der Abreise mir sagten, und nun auf Einmal fortwollen, das muß doch eine Ursache haben? Aufrichtig, lieber Wilden, was ist Ihnen hier widerfahren? Ich würde mich nicht zufrieden geben, wenn Sie in mir oder meiner Umgebung auch nur die entfernteste Veranlassung zu Ihrem so plötzlichen Entschlusse gefunden hätten!

Und doch! rief ich, von den Wirkungen des Weins um alle meine frühern Entschlüsse gebracht. Dazu preßte ich ihre Hand heftig an meine Lippen.

Ich? sprach sie. O Gerhard, der Ton der Frage, die Gewalt der Thräne, auf der er plötzlich bis in mein innerstes Leben zitterte, warf mich da zu ihren Füßen nieder.

Antheil und Verlegenheit schien sich in ihre Miene zu theilen. Besser aber, als dieses, stellte

mich ein Geräusch vom Vorsaale her wieder auf die Beine.

Nachdem der Bediente, der bald darauf hereintretende Urheber davon, wieder abgefertigt war, sagte sie, als sei nichts weiter vorgefallen, freundlich zu mir: Der Regen, der die ganze Tischzeit angehalten hat, ist jetzt, wie ich sehe, vorbei. Lassen Sie uns den hübschen Augenblick wahrnehmen. Sie haben meine neue Gartenanlage noch nicht gesehen. Da Sie morgen schon fortwollen, so ist es die höchste Zeit, und ich möchte Ihr Urtheil darüber nicht gern entbehren.

So viel der Anfang zu sehen gestattete, nahm sich die neue Parthie gewiß vorzüglich aus. Besonders angenehm schien eine Anhöhe, von der es eine artige Aussicht in die Gegend geben mußte. Allein der Regen hatte sie unzugänglich gemacht. Auch begann er eben von neuem, so daß wir den kürzesten Weg zurückeilten. Dieser führte durch eine Seitenthüre über die Straße. Ich hatte übrigens wenig Sinn für Alles. Das früher Vorgefallene war lähmend auf meine Sprachwerkzeuge gefallen, und grade, daß Theo-

dore ihr gutes Sprechen dadurch nicht verlernt hatte, grade das unterhielt diese Lähmung den ganzen Weg über. Am Ende verstummte auch sie. Kaum aber, daß ich vor die Thüre hinaus getreten bin, so fällt ein Schuß. Ich bin verletzt, und das Angstgeschrei Theodorens ist alles, was ich noch vernehme.

Verwundert finde ich mich späterhin in einem Bette wieder. Wie ein Klagelaut der herrlichen Frau mir in die Ohnmacht hinüber folgte, so empfängt mich ihr Freudenruf jetzt an der Schwelle des neuerwachten Bewußtseyns. Mein Schutzgeist, beugt sie sich, die im Glanze süßer Wehmuth ganz unaussprechlich Holde, über mein Gesicht her. Wie ist Ihnen, Lieber? fragt sie, und die innige Theilnahme des Wortes, des Auges, reißt mich plötzlich auf die höchste Spitze des Lebens.

O wohl ist mir, wie anders, als wohl und selig, im Kreise dieser Arme, dieses Athems?

Etwas verlegen blickte sie nach der Seite, wo ich einen Zeugen, ihren Arzt, wahrnahm.

Empfinden Sie keinen Schmerz, guter Wilden? fragte sie dann.

Jetzt erst ward ich das Blut um mich herum und eine Binde an der rechten Hand gewahr. Auch untersuchte der Arzt meine Brust. Sie ist etwas blutig, doch versichert der Kunstverständige, daß keine bedeutende Verletzung statt finde, und geht sodann.

In diesem Augenblicke fällt mir Theodorens Porträt ein, das ich vermisse.

Theuerster Freund, rief sie auf meine Frage danach, wie sind Sie zu dem Bilde gekommen?

Davon hernach! Jetzt nur, ob der unglückliche Schuß mich auch dieses theuern Andenkens berauben soll.

Nein, werther Freund! Aber, als ob mein Geist auf dem Bilde geruht hätte, ist es vielleicht vor einer tiefern Wunde Ihr Schutz gewesen. Sehen Sie hier. — Der Arzt fand es. Einige starke Schrotkörner sind durchgegangen.

Verzeihung, Theuerste, des Bildes wegen! Nicht achtend den heftigen Schmerz der Hand, zog ich Theodoren damit an mein Herz. Ein

Händedruck, ein Kuß und plötzlich, wie das Glück vom Himmel herabkommt, war der Bund geschlossen für's ganze Leben. —

Woher der Schuß? fragst Du. Aus einer Flinte, die der Gärtner einen Monat früher gegen die Obstdiebe geladen und so an der Wand hängen gelassen hatte. In der Meinung, daß niemand bei dem bösen Wetter im Garten seyn könne, nimmt sein Knabe sie von der Wand und schießt sie ab. —

Die Hand fängt mich an allzusehr zu schmerzen, als daß ich noch etwas hinzufügen könnte. —

Berlin den 13. Nov.

Die erste Demüthigung wegen meiner groben Inkonsequenz wäre nun überstanden. Gott Lob, sage ich, denn eine stärkere kann schwerlich nachkommen.

Gestern Vormittags, als ich, wie gewöhnlich, bei meiner Braut war, die jetzt wieder in der Stadt lebt, und ich mich eben des schönsten Augenblicks unseres Beisammenseyns, des Abschiedskusses erfreue, da zieht ein ganz unerwar-

tetes Räuspern mich halb erschrocken, halb zornig, nach der Seite der Thür hin. Da steht Theodor. Ich gehe auf ihn zu, fasse seine beiden Arme und sehe ihn starr und erstaunt in's Gesicht.

Lächelnd versichert der Spitzbube, schon eine ziemliche Weile hier gewesen zu seyn.

Nun denn, spreche ich, so thue was Du nicht lassen kannst; gieb mir meine frühern Scheltworte zurück, ich habe sie redlich von Dir verdient. Nachher aber umarme den alten Freund und nimm Theil an seinem und ihrem Glücke!

Der gute, liebe Junge war ganz außer sich für Entzücken über diesen unerwarteten Ausgang.

Nicht lange darauf erschien Wimpfen mit Adelgarden. Denke Dir aber meine Verwunderung, als mir Theodor in ihr seine Verlobte vorstellte.

Ich rieb mir die Augen, um besser zu sehen, aber es war so und nicht anders. Da wußte ich denn nicht, sollte ich zürnen, oder jauchzen, und sprach:

Wetterjunge, was ist das wieder? Wenn Du eine Braut nach der andern abschüttelst, so

möchte man ja dieſer Krone der Bräute ganz abrathen von einer ſo unbeſtändigen Hand!

Aber, denke Dir! ich vernahm, daß es die nämliche war, von der er geſchrieben hatte. Theodore, nahe verwandt mit Herrn von Wimpfen, war ſelbſt die geheime Veranlaſſung zu deſſen Reiſe, und der ſpäterhin in Paris erfolgten Bekanntſchaft mit meinem Neffen geweſen. Sie hatte nämlich meine früheren Briefe an Theodor, aus denen ſie deſſen Verbindung mit Adelgarden ein vorzügliches Glück weiſſagte, dem Vater der letztern mitgetheilt, und dieſen bewogen, unter fremdem Namen mit meinem Neffen Bekanntſchaft zu machen. Der Erfolg hat ihren Plan begünſtigt, und ich höre nicht auf, ſie und mich ſelbſt zu fragen, wodurch ich das Glück des künftigen Beſitzes dieſer in jeder Rückſicht ſo ausgezeichneten Frau verdient habe. —

* * dorf den 6. Auguſt.

Verzeihe, alter Freund, daß ich Dir ſeit ſo langer Zeit alle Nachrichten von mir abgehen

lasse. Das Glück selber nimmt mir oft, wenn ich ernstlich an's Schreiben denke, die Feder aus der Hand. Zuweilen ist auch die Arbeit Ursache. Denn das kannst Du denken, daß ich deren nach so langem Müssiggange vollauf gefunden habe. —

Dem doppelten Hochzeitfeste, das noch in Berlin gefeiert wurde, wohnte auch der sogenannte Baron Frankenheim bei, dessen Handschuh und Umarmung mir früher so viel zu schaffen machte, und der auch noch nach meiner Verlobung mit ihr nicht zu den Posaunen gehörte, deren Andenken mir lieb war. Jetzt freue ich mich seiner desto herzlicher. Er ist Theodorens Bruder. Wegen einer politischen Verbindung von der französischen Regierung verfolgt, hatte er Ursache, sich verborgen zu halten.

So hat denn auch diese Dissonanz beigetragen, die Harmonie, worein alles sich auflöste, nur zu verherrlichen!

Gerhard, es ist mir, als ob mein ganzes, früheres, verworrenes Treiben nur ein bunter, neckender Traum gewesen wäre, als ob ich jetzt

eigentlich erst anfinge, zu leben und Mensch im weiten Umfange des Wortes zu seyn oder immer mehr zu werden. Das junge Pärchen auch nur zu sehen, ist himmlische Lust. Dazu die Theilnahme des guten Wimpfen, der durch manchen frühern Unfall zu Boden gedrückt, in dem Glücke seiner Tochter wieder auflebt. Ueberhaupt erfreut uns insgesammt eine völlige Erneurung. Ganz auf dem Wege, im Herzen nach und nach einzuschrumpfen, hat mir Theodore mit Einem Male, wie durch ein Wunder, die Jugend zurückgeführt, und die längst für verklungen geachteten, zartesten Saiten meiner Brust in neue, lebendige Schwingung gesetzt. Mit ihrem Besitze ist auch die kranke Sentimentalität, dieses lächerliche Unkraut des Müssiggangs und der Entbehrung, wieder verschwunden und für Geist und Körper ein harmonisches Gleichgewicht zurückgekehrt.

Theodor und ich, wir durchblätterten neulich unsere Briefe. Was lachten wir da über die Grundsätze, die in der Anwendung so wenig Stich hielten! Besonders toll kam ihm unter

andern auch seine Faselei wegen der Uebereinstimmung seines Namens mit Theodorens vor, als ich ihm davon sagte. Es fehlte wenig, so hätte er mich hierin der Verläumdung beschuldigt.

Gott Lob! wir sind beide gründlich geheilt, er von seinem Systeme der zwei zuvor getrennt gewesenen Hälften, ich von der nicht viel gescheidtern Jahresberechnung. Nichts mehr von Ehebündnissen, wie sie seyn sollten! Wer möchte die unendlichen Variationen, in denen die Menschheit sich in den Einzelnen ausspricht, ergründen, und daraus eine überall anwendbare Theorie für Ehe und Eheglück festsetzen? Glück und Unglück walten über allen menschlichen Verhältnissen. Wohl denen, die, wie Theodore und ich, bei einer der Vernunft nicht widerstrebenden Wahl, dem wohlthätigen Einflusse des erstern anheimfallen!

VII.

Briefe

von

Gellert, Käſtner und Lichtenberg.

Hier zum erſtenmal und nach den Urſchriften mitgetheilt.

Nebſt einer Abzeichnung von Käſtners und Lichtenbergs Handſchrift.

I. Von Gellert. *)

Liebster Herr Pastor,

Heute, den sechsten May, an einem sehr traurigen Tage, (und ach dergleichen zähle ich itzt viel!) erhalte ich Ihren Brief durch Herrn Marcus und eile, Ihnen für diesen so wohl als den letzten herzlichst zu danken. Ich habe es gewiß gewußt, daß Sie nach den überstandenen ersten Unruhen Ihre Ruhe und Ergebung auf

*) An Moritz Wilhelm Schlesier, zuerst Pastor in Groß-Treben, sodann in Wolkwitz, zuletzt Doktor der Theologie und Superintendent in Zwickau.

A. d. H.

dem Wege Ihres heil. Amtes bald wieder finden würden. Führen Sie dieses, wie Sie angefangen haben, und stellen Sie sich, gleich dem jungen Timotheus, selbst zum Beyspiele guter Werke dar: so werden Sie sich und die Sie hören, nicht nur im Herzen ruhig sondern auch selig machen. Ihr zeitliches Glück überlassen Sie ganz Gott. Es wird geschehen, was für Sie das beste ist; und das wissen wir selten.

Meiner elenden Tage, liebster Schlesier, läßt Gott itzt viel, ja er läßt sie härter werden, und ich fürchte, ich harre seiner nicht gemüthig genug. O es ist ein groser Unterschied, andre trösten und sich selbst trösten. Daß der äusserliche Mensch täglich verwese, dieß ist bey mir wahr; aber wie wenig kann ich sagen, daß der innerliche stärker wird. Nein, er nimmt ab. Doch haltet an mit Bitten und Flehen im Geist und wachet; und wisset aufs allergewisseste, das, was er verheissen hat, das kann er und wird er auch thun. Beten Sie für mich, schreiben Sie mir bald und ermuntern Sie mich zur Geduld und Standhaftigkeit. Ich kann nicht aufs

Land; ich bin zu krank. Ich soll den Brunnen trinken, und ich fürchte, ich werde ihn nicht trinken können, weil ich einen schlimmen Husten und keine Kraft habe. Wollte Gott, Sie wären itzt oft um mich! Herr erhöre mich bald, mein Geist vergeht — Aber in eben diesem Psalmen sagt auch David: Lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen; denn du bist mein Gott — laß mich früh hören deine Gnade: (ja, das sage ich) aber kann ich auch getrost wie er hinzusetzen? denn ich hoffe auf dich!

Ich umarme Sie und bin der Ihrige.

G.

Liebster Schlesier,

Es ist leicht, denen Gutes zu gönnen und zu wünschen, die wir so herzlich lieben, als ich Sie liebe und zu lieben verbunden bin. Möchte doch Ihre zweyte Verbindung die Ruhe und Hülfe Ihres ganzen Lebens werden! Gott gebe es nach seiner Güte und segne Sie und Ihre Geliebte nach dem Wunsche frommer Herzen. Ihr Glück wird, so lange ich lebe, einen Theil des meinigen ausmachen. — Ich bin nach meiner Cur nicht gesünder, vielleicht noch schwächer; aber ich danke Gott, daß sie überstanden ist und bete um Kraft zur Geduld und harre seiner Hülfe. — Hier ist ein Brief von einem Pastor Schulzen. Wissen Sie etwan solche Schriften, als er von mir verlangt: so setzen Sie ihm doch die Titel auf. Er meynt es redlich, wenn er gleich zu viel begehrt.

Ich umarme Sie, liebster Schlesier, und empfehle mich Ihrer Liebe und Ihrem Gebete. Leipzig, den 1. Septbr. 1764.

Gllrt.

Liebster Schlesier,

O Sie sind ein gar zu guter Mann; und ich erkenne den Antheil, den Sie an meinem traurigen Schicksale nehmen, mit dankbarem Herzen. Ihren Brief an M. hat Ihnen die Freundschaft für mich und die Liebe zur Religion ganz eingegeben; allein ich darf doch meinen trüben und partheiischen Augen nicht ganz trauen. Deswegen habe ich ihn heute dem G.H.Rath ..... geschickt; dieser soll den Ausspruch thun, was wir für einen Gebrauch davon machen können. Ich habe, durch Ihren Brief angereizet, noch mehr gethan! Ich habe nämlich selbst ein Schreiben an M. aufgesetzet und es ..... mit übersendet. Aber die Hauptsache ist immer diese: hat der Mann einen guten Charakter? hat er ihn, nun so werden unsre Briefe mit Gott eine gute Wirkung thun können. Hat er ihn nicht, so kann er sie zu meinem größten Nachtheile und zu einer weit härtern Züchtigung anwenden. O was ist der Mensch für ein verzagtes Geschöpf, wenn

ihn Gott demüthigen will, und zu seinem Besten demüthigen muß; und wie sehr weigert sich das eitle Herz der öffentlichen Züchtigung; und wie sehr mag sich das meinige bey der Duldung dieses Schicksals, das meine Sünden doch tausendmal und viel härter verdienet haben, durch Ungeduld, heimliches Murren und nagende Traurigkeit versündigen! Gott stärke und regiere mich mit seinem Geiste und mit Ergebung in seinen heiligen Willen. Darum helfen Sie mir beten und erquicken Sie mich durch den Trost der Religion. L. den 25. Septbr.

Der Ihrige, Gl r t.

Ich grüße Ihre liebe Frau herzlich.

II. Von Käſtner.

Lieber Herr Geheimder Rath

Da iſt eine Leichenpredigt auf den ſeel. M. Er hätte meinetwegen immer noch leben mögen, denn er war eben ſo ein unſchädliches Geſchöpf als der Gift und Unkrauts Autor, wenn aber einmahl einer von uns beyden des andern Gedächtniß feyern ſollte, ſo iſt es mir lieber daß ich M. ſeines gefeyert habe. Heyne trug mir das Geſchäft auf in der Ueberzeugung Ich könne es beſſer ausführen als Er. Und das macht mir bange, er werde einmahl mein Elogium auch einem andern auftragen etwa J. B. Ich will daher wenn ich nur dazu kommen kann mein Lob ſelbſt aufſetzen.

Bleiben Sie ferner gewogen

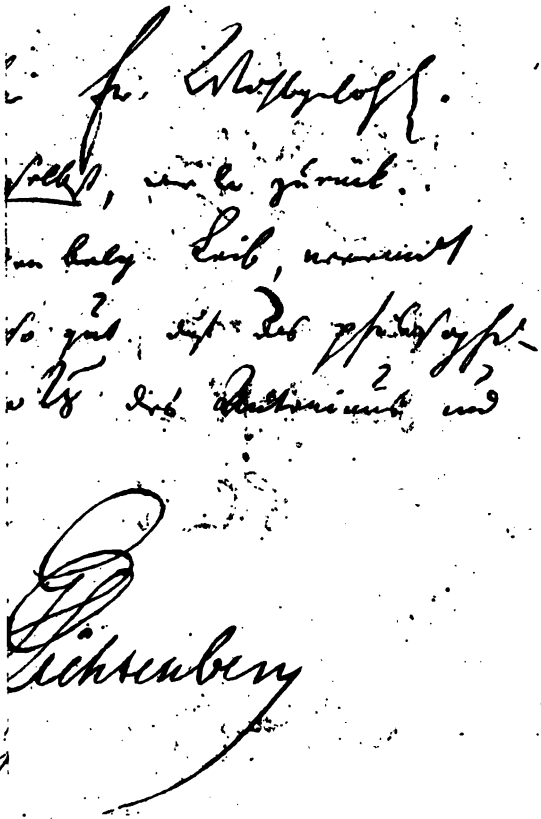
Ihrem

ergebenſten

2. März 1789.

Käſtner.

Da verlangt Madem. D. S. Philosophiae Doctrix von mir Nachricht über Vergleichung des russischen Gewichts mit andern. Nun stehn dergleichen in T. II. Comm. Ac. Petrop. Also schicke ich ihr den Band. In eben dem Bande ist eine Abhandlung de pene elephanti mit einer ungeheuern Figur, obgleich nicht ganz in Lebensgröße.



III. Von Lichtenberg. *)

P. P.

Mit vielem Dank sende ich Ew. Wohlgeb. das Tagebuch eines Beobachters seiner selbst, wieder zurück. So lange wir so nahe mit dem Sündenbalg Leib, verwandt bleiben, gehören dergleichen Aufsätze so gut auf das philosophische Bücherbrett als die περὶ ἑαυτοῦ des Antoninus und — — Lavater.

Ich mögte doch das Pürschchen kennen, das in einem solchen Zustand noch Meß-Schöne sagen kann, so galant wäre ich bei einem Viertheil von dem Creutz nicht gewesen.

Diesen Morgen nach 3 gieng ich auf das Observatorium, habe aber wenig gesehen. Beim Hingehen so wohl als Hergehn begegnete mir

*) An den Geh. Rath und Prof. Baldinger.

die Frau Glockin, Ich hätte sie beynah gefragt wer gebohren worden wäre, denn dieses war würklich eine Constellation dazu die Ale. ander Magnus nicht besser hätte verlangen können.

Der Frau Professorin bitte ich mich gehorsamst zu empfehlen, auch den lieben Kindern so wohl den im eigenen Verlag, als denen in Commission.

W. H. d. 3. May 74.

G. C. Lichtenberg.

Auch eine Betrachtung.

Beytrag zu Dietrichs beyden Kalendern, in Prosa und in Versen für 1780.

Wenn ἵππος ein Hengst heißt, was heißt alsdann Philippine? Vor einiger Zeit übersetzte ich in einem Anfall von kleinem Muthwillen die Taufnahmen einiger Frauenzimmer, die ich kannte, ins Deutsche, und da fand sichs, daß meine eigene Jungfer Baase

Christliche, Hengstliebende Weißheit

hieß. Es war ein gar gutes Mädchen, sie hatte etwas von allen dreyen im Blut.

Ich habe auch einmal die Füchse des alten und neuen Testaments verglichen:

Beyde zündten
Hier von vorn und dort von hinten;
Jene von hinten Philister-Korn,
Und diese die Philister von vorn.

G. C. L.

Adreſſe:

Dieſer Brief an Herrn

Prof. Baldinger

iſt mit einem Siegel geſiegelt,
das die Frau Profeſſorin wohl ſchwerlich
entzwey kriegen wird, nämlich

mit

meiner gehorſamſten Bitte an Dieſelbe,
ihn uneröffnet zu übergeben.

VIII.

Vermischte Gedichte.

Die Rache.

Ritter Robert gleich dem Pfeil
Jagt dahin durchs Thal.
Nimm dein wahr! der Weg ist steil!
Jener Steg ist schmal!
Durch die hohen Felsgestalten
Drängt in seltnen Spalten
Sich des Mondes Stral.

Fliehe! Raugraf Ebert setzt
Dir im Fluge nach,
Dir, der frevelnd ihn verletzt,
Ihn, nicht duldend Schmach.
Weh dir, der ihn schwer beleidigt,
Treue, kaum beeidigt,
Ränkevoll ihm brach!

Seinem Feinde nie verziehn
Hat er, stolz und rauh;
Auch du wirst ihm nicht entfliehn,
Nicht in Berg und Au.
Ist sein flüchtiger Araber
Nicht der beste Traber
In dem ganzen Gau?

Wie der Blitz von dem Geschoß
Aus der Nächte Flor
Fliegt des Raugrafs wildes Roß
Aus dem Wald hervor,
Wo der Rächer, durch die Fluren
Sprengend, alle Spuren
Seines Feind's verlor.

Doch als sich der Waldpfad dreht
Tief in Felsenschlucht,
Er den Ritter doch erspäht
Auf bedrängter Flucht.
Wo's auch ist, ihn zu erjagen,
Bleibt dem kühnen Wagen
Nimmer unversucht.

„Flieh zur Hölle,“ rief ergrimmt
Ekbert, „immer flieh!
Dieſem Schwertſchlag, dir beſtimmt,
Ihm entkommſt du nie!
Meine Rache folgt dir!“ — aber
Hin ſinkt der Araber
Wie gelähmt auf's Knie.

Warum ſinkt dieß ſtolze Thier
An des Felſen Rand?
Furchtbar tobt der Graf, daß hier
Kraft dem Roß entſchwand.
Zürne nicht dem wackern Braunen!
Blick empor mit Staunen!
Heilig iſt dieß Land!

Auf dem ſchroffen Felſen, nicht
Von Gebüſch umzäunt,
Steht ein hohes Kreuz, nur ſchlicht
Aus Gebälk vereint,
Niederſchauend zu dem Thale,
Von der Sonne Strale
Glänzender gebräunt.

In die Mondgewölke ragt
Tief das Kreuz hinein;
Wie ein Gottesmorgen tagt
Ringsum Himmelsschein,
Und die Sterne, lichterglühend,
Schließen, dichterziehend,
Drüber ihren Reihn.

Wo, wie hier, mit Geisterwort
Die Versöhnung spricht,
An dem Kreuz, des Christen Hort,
Seines Glaubens Licht,
Dran er starb, der die Verzeihung
Feinden schenkt, Erneuung
Uns und Zuversicht —

O wie mag die Rache dann
Noch im Herzen glühn?
Ekbert blickte himmelan —
Hatte schon verziehn!
Weilte betend dort, bis wieder
Auf das Kreuz hernieder
Morgensonne schien.

Arthur vom Nordstern.

Dichtkunst und Liebe.

Was flammt in Feierstunden mich
Zu kühner Dichtung an?
Was schmiegt mit Melodieen sich
Um meines Lebens Bahn?
Was ist's, das hoch den Busen schwellt
Und sonnenklar den Geist erhellt?

Du bist es, Liebe, deren Hand
Die Harfe mir verlieh,
Die neue Töne mir erfand
Und Himmels-Melodie,
Daß nun mit Nachtigallenklang
Aus mir ertönet der Gesang.

Wer heiß, mit Seelen-Inbrunst liebt,
Nicht bloß mit Wortgepräng,
Wem Liebe Durst nach Thaten giebt,
Daß ihm die Welt zu eng,
Den stärkt auch zu der Dichtung Kraft
Die Himmelstochter, Leidenschaft.

Sie giebt ihm Hochgedanken ein,
Gefühle, makellos,
Ein jeder Himmel wird nun sein
Und sein der Erde Schoos,
Wie keine Zunge sagen kann,
Weht ihn der Hauch der Gottheit an;

Bis nun von innrer Macht gedrängt
Hervor die Flamme bricht,
Die Sprache bräutlichkühn umfängt
Im schöpfrischen Gedicht,
Und gleich des reinen Silbers Fluß
Hinströmt im glühenden Erguß, —

Wem nicht zu hohem Sängerlohn
Die Liebe Streben giebt,
Der hat nur ein Gebild von Thon,
Nicht einen Geist geliebt,
Der wahren Liebe Glut und Licht
Wird in der Brust schon zum Gedicht.

Wer kühn den Namen Dichter braucht,
Und nie sich rein wie Gold
Hat in der Liebe Glut getaucht,
Den heiß ich, Lügenbold!
Ihm hat, gleich hoch in Lied und That,
Sich die Begeist'rung nie genaht.

Sein Sang schleicht matt und träg dahin,
Wie seines Daseyns Lauf,
Er schwang sich nie mit hohem Sinn
Zur Lebenssonne auf,
Er kennt nicht süßer Thränen Schmerz,
Sein Lied ist nur ein tönend Erz.

Die Menschheit in der Jugendkraft
Hat er noch nie belauscht,
Und wie sie wirkt, und baut, und schafft,
Und mit den Schwingen rauscht,
Ihm ist an schwerer Tugend Thron
Noch nie ein Weihelied entflohn.

Es gießen treu und innigtlich
In unsre stille Brust
Die Dichtkunst und die Liebe sich
Zu gleicher Himmelslust,
Und wessen Herz von Lieb' erwarmt,
Der hat die Musen auch umarmt.

Th. Hell.

Lied.

Röslein, Röslein, Röslein hold,
Aus des Morgens Schooße,
Du, mir mehr, als Perl und Gold,
Theure süße Rose!

Giebst du nicht das Bildniß mir
Meines holden Treuen?
Deiner heil'gen Unschuld Zier
Dürft' er wohl sich freuen!

Glühte nicht sein holder Mund
Tief in Purpurröthe,
Gab er süßen Laut mir kund,
Gleich dem Hauch der Flöte?

Dein Erröthen, sanft und rein,
Glänzt auf seinen Wangen,
Mit der dunkeln Augen Schein
Sehnend aufgegangen.

Ach! und wie die tiefe Glut,
Die im Kelch dir strahlet,
Hat mit meines Lieblings Blut
Sich der Grund gemalet.

Fern nun schläft im Schlachtgefild
Er in Hügels Schooße; —
Bleibe du mir, liebstes Bild!
Theure, süße Rose!

Louise Brachmann.

An einen Schmetterling

am Ende des Winters.

(Nach W. R. Spencer.)

O rege die farbigen Flügel nicht mehr!
Nein schlummre, Sylfidchen, als wintr' es noch schwer!
Erwacht ja so Mancher von Freuden zu Peinen
Und öffnet, getäuscht nur die Augen — zum Weinen.

Nein! Ohnezu weinen, durchschweifst du die Welt,
Wo blumige Wege Natur dir erhellt.
Doch wehe dir, Mensch, den Insekten verschwistert!
Dein Tag der Vernunft ist mit Wolken umdüstert.

Wir spähen, wir sehen mit geistigem Licht
Der Schöpfung Gesetzbuch und freuen uns nicht.
Wir lesen nur Schmerzen und Strafen verbündet
Und endlich das Urtheil des Todes verkündet.

Froh flatterst von Rose zu Rose du hin;
Wir seufzen und ahnen, wie bald sie verblühn.
Du siehst im Gedämmer nur Freuden und Frieden,
Nicht Schachte des Wissens, nicht Gräber hienieden.

Doch Dank der Vernunft, die, wenn Freuden sie stört,
Doch eine beglückende Hoffnung uns lehrt:
Dein Zwielicht verweißt nur nach irdischen Au'n;
Mein Tag, auch umwölkt, heißt gen Himmel mich schau'n.

Haug.

Das Herzfenster.

Momus, der bekannte Spötter
Ueber alles Thun der Götter,
Sprach zum Feuergott Vulkan:
„Alter Meister, schmiede Waffen!
Darin hast du was gethan;
Doch der Mensch, den du geschaffen,
Steht mir nicht besonders an.“

„Nun, was mangelt dem Gebilde?“
Rief der Künstler gar nicht milde:
„Mir ist dran kein Fehl bewußt.“ —
„Freund, ich seh' an deinem Knaben,“
Sagte Momus, „viel mit Lust;
Nur ein Fenster sollt' er haben
In der Mitte seiner Brust.

Und die ganze Menschenherde,
Die dort wimmelt auf der Erde,
Sollte sie befenstert seyn.
Keinem würde dann es glücken,
Mit der Freundschaft Außenschein,
Andre listig zu berücken,
Denn man sah' ins Herz hinein." —

Aber Momus mag erlauben,
Daß wir Erdenbürger glauben,
So ein Fenster fromme nicht.
Zu der Falschheit dunkeln Gängen
Führte nimmer uns sein Licht:
Siebenfach es zu verhängen
Sorgte jeder arge Wicht.

Doch, mit Amtsmacht ausgerüstet,
Blickten Späher, stolz gebrüstet,
In des Herzens heil'gen Schrein.
Keines Biedermanns Gedanken
Würden dann noch zollfrei seyn.
Ja, vor des Gerichtes Schranken
Müßt' er sie wohl gar bereu'n.

Liebe Bilder, liebe Namen,
Viel zu werth, sie auszukramen,
Hegt und pflegt das Herz vertraut.
Doch, entdeckt durch Fensterscheiben,
Nennte bald der Markt sie laut.
Darum mag's beim Alten bleiben,
Daß man, Herz, dich nicht durchschaut!

Langbein.

Der Zwerg.

Es waren viele tausend Jahr
Seit Anno Ein verstoben;
Doch hatte nimmer um ein Haar
Die Erde sich verschoben;
Sie drehte sich, wie noch sie thut,
Nach Osten aus dem Westen,
Und gings nicht eben allzugut,
So ging es doch am besten.

Da kam Feldein ein kleiner Zwerg
Mit Zügel und mit Bügel,
Der setzte sich auf einen Berg,
— Es war ein Maulwurfshügel —
Und krähte laut zum Land hinaus,
Und focht mit allen Vieren:
Das alte Regiment ist aus,
Fortan will ich regieren.

Das Feuer iſt ſtundum zu heiß,
Zu hell das Sonngefunkel,
Und, hohl mich Gott! zu kalt das Eis,
So wie die Nacht zu dunkel.
Ich geb' um all die Pfuſcher-Art
Nicht einen Honigkuchen.
Er ſprachs, und ſtrich den Knebelbart,
Und thät entſetzlich fluchen.

Und ſchnitt, als wär' er angebrannt,
Abſcheuliche Grimaſſen;
Und Jung und Alt kam hingerannt,
Das Wunder abzupaſſen.
Er aber ſchrie, des Geiſtes voll:
Herbei, ihr Ordonnanzen!
Der Erde den Befehl, ſie ſoll
Nach unſrer Pfeife tanzen!

Nun, Erde, ſteh', und richte dich
Nach meiner Zauberruthe!
O weh, wie ward ſo ſchauerlich
Hans Hageln rings zu Muthe!

Und weil die Gläubigen der Schaar
Den kleinen Heiland prieſen,
So ſahn die Schlauen hell und klar
Im Zwerglein einen Rieſen.

Doch was geſchah? Die Erde that,
Als hätt' ſie's nicht vernommen,
Und unſer kleines Zwerglein bat
Gehorſamſt und beklommen;
Umſonſt, ſie that, als ob ſie ſchlief,
Und ließ ſich nicht bedeuten;
Und unſer braves Zwerglein lief
Davon vor allen Leuten.

Und hinterdrein Hans Hagel pfiff,
Und jubelte daneben:
Das war fürwahr ein kluger Kniff,
Drum ſoll die Erde leben!
Sie hat geſetzt das Köpfchen drauf,
Und läßt es fein beim Alten;
So laufe ſie dann ihren Lauf,
Wir wollen ſie nicht halten.

Schmidt, von Lübeck.

Das Landhaus.

Vom Heerweg weit, genug entlegen,
In Wallnußschatten halb verhüllt,
Glänzt mir des Wunsches Ziel entgegen,
Der weisen Ruhe Sitz und Bild:
Zwei Dächer, eins für Herd und Zimmer,
Eins wirthlichem Geschäft geweiht,
Von überfeiner Zierde Schimmer
Gleich fern, wie von der Aermlichkeit.

Umhägt von niedrer Haselhecke —
Worüber hoch die Laube blickt,
Für der vertrauten Freundschaft Zwecke
Aus Reben und Jasmin gestrickt —
Dehnt sich der Garten an der Reige
Des Hügels sanft hinab, und winkt
Mit Obst, das am gesenkten Zweige,
Wie Gold hesper'scher Gärten, blinkt.

Der Segen wandelt im Gefilde
Mit Fleiß und Gnügsamkeit im Bund.
Ein See, gleich einem Silberschilde,
Blitzt mitten in dem Wiesengrund,
Dicht an des hellen Teppichs Matten
Reiht sich der Waldung dunkler Ring,
Einladend in die frischen Schatten,
Wer sich im Tagsstral müde ging.

Hier jeden Morgen sehn die Sonne,
Wenn prachtvoll sie entsteigt der Flut,
Mit Wehmuth halb, und halb mit Wonne,
Schau'n ihres Abendstrahles Glut;
Gerettet aus dem Weltgetümmel,
Den Musen leben, Gott, und sich:
O Glück, o Seligkeit, o Himmel
Auf Erden! wann erreich' ich dich?

Wie selig muß, nach langem Irren,
Die Ruh' in dieser Heimath seyn,
Wenn Sklavenfesseln nicht mehr klirren,
Des Wahnes Geier nicht mehr schreien!
In dieser Hütte, diesem Garten,
Wie fromm, für Ewigkeit gestimmt,
Läßt sich der letzte Gast erwarten,
Der uns mit sich hinüber nimmt!

Burk.

Magdalena.

Sie zog durch's Thal mit blassem Angesicht,
Sie achtete des blüh'nden Frühlings nicht;
Viel Tage zog sie durch das weite Land,
Bis daß sie vor des Siedlers Hütte stand.

Sie klopfte an, da trat er aus der Thür:
„Was willst du, fromme Pilgerin, von mir?"
Ich bin wohl eine schwere Sünderin,
Mich quält die Reu' und treibt mich zu dir hin.

„Was hast du Arges, Pilgerin, gethan?"
Ich hing mich fest an den geliebten Mann,
Vergaß darüber Gottes und der Welt, —
Das ist die Sünde, die so hart mich quält.

Mein Herz den Frühling seufzend kommen sieht,
Die weißen Rosen sind mir abgeblüht,
Und das Verlorne ruf' ich nicht zurück,
Stirbt auch in Thränen mir der Flammenblick...

Dem Siedler ward die bleiche Wange naß:
„Nicht weine, Pilgerin, ohn' Unterlaß!
Wem Liebesglut den Busen nie bewegt,
Dem nur gebührt der Thränen traurig Recht."

Gustav Jördens.

Gespräch
mit der Abendluft.

Bist du endlich wiederkommen,
Trautes Abendlüftchen? Sprich!
Hat sie meinen Gruß vernommen,
Und was sagt sie mir durch dich?
Hast du einsam sie gefunden
Bei der Arbeit im Gemach?
Oder hat sie Kränze wunden
Von Vergißmeinnicht am Bach?
Oder trafst du sie im Garten,
Wie sie unter Blumen stand,
Ihrer emsiglich zu warten,
Sie, die schönste Blum' im Land?

„Unter bunten, lust'gen Schaaren,
Die auf grünem Wiesenplan,
Fern von hier, beisammen waren,
Traf ich Rosamunden an.

Wunderſüße Töne klangen;
Rund herum im weiten Kreis
Sich die raſchen Paare ſchwangen,
Von der Luſt des Tanzes heiß,
Und im leichten Florgewande,
Wie zum Hochzeitfeſt geſchmückt,
Ihre Locken los vom Bande,
An des Tänzers Bruſt gedrückt,
Feſt von ſeinem Arm umwunden,
Wie der Freude Göttin ſchön,
Sieh, — ſo hab' ich ſie gefunden —
Hätteſt ſo ſie ſollen ſehn.
Und ich flüſterte wohl lange,
Doch vorbei im raſchen Flug
Flog ſie nach der Töne Klange . . .“
Lüftchen, ſtill! ich weiß genug.

Guſtav Jördens.

Immer nur Sie.

Im Grotten-Quell, im Himmel-Blau,
Vom Flock-Gewölk umzogen,
Im Abendroth, im Morgenthau,
Im schönen Regenbogen,
In Form- und Farben-Harmonie
Der Wesen, die mich rings umwogen,
Erblick' ich Sie.

Im Ton der Grill' und Nachtigall,
Im Chor der Blüten-Thale,
In Wasserfall und Wiederhall,
In Wachtel und Bardale,
Durch aller Wesen Melodie
Im sängervollen Welten-Sale
Vernehm' ich Sie.

Im Säusel-West, im Blüten-Duft,
In hoher Mittags-Schwüle,
Im Nebel-Hauch der Morgen-Luft
Und in der Abend-Kühle,
In aller Wesen Sympathie
Und was ichliebliches nur fühle,
Empfind' ich Sie.

Sie überall und ewig Sie —
Erfüllt mir Seel' und Sinne
Und überströmt, ich weiß nicht wie,
Mein Herz mit süßer Minne.
Die wunderliebliche Magie
Der Liebe werd' ich nun erst inne
Allein durch Sie.

K. L. A. Frhr. v. Münchhausen.

An eine Spröde.

Will von allem keins gelingen,
Freundlichkeit und Zorn und Scherz!
Möcht' ich, ach! nur eins erringen,
Ruhe, Ruhe für das Herz.

Lieblich klingt der Worte Kosen,
Wie der Wellen Silberschaum,
Hold das Lächeln unter Rosen,
Wie das Lied der Nachtigall.

Doch des Kommens und des Wartens
Schäm' ich mich vor aller Welt;
In den Blütenschmuck des Gartens
Ist ein steinern Bild gestellt.

Unnatürlich weht ein Schauer
Kalt aus dieser Frühlingspracht,
Winter währt nur kurze Dauer,
Hier ist ew'ge Eisesnacht.

Darum will ich's kühnlich wagen,
Kalt an ihr vorübergehn,
Könnt' ich's mir nur auch versagen,
Nicht nach ihr mich umzusehn.

Immer noch dieselben Blicke,
Noch dieselbe Freundlichkeit;
Nun so lad' ich selbst mit Tücke
Mich zum Angriff, mich zum Streit.

Rührt alsdann wie Sturmeswehen
Hassenswerth dein Zorn mich an,
Lyda, o dann will ich sehen
Ob ich dich nicht hassen kann.

St. Schütze.

Amors Augenbinde.

Gott Amor mit der Augenbinde,
Was fängt er mit dem Augen an?
Wer hat dem schönen Götterkinde
So arges Uebel angethan?
Warum ist wohl das zarte Wesen
Zu steter Blindheit auserlesen?

Für's Erste, kennt man schöne Augen
Und ihre Lust und ihre Pein,
Und Flammen grade einzusaugen,
Soll wahrlich nicht ersprießlich seyn;
Auch kann ein Kind mit seinen Blicken
Schon sonst wohl jedes Herz umstricken.

Daß nun, wen Amor aufgefunden,
An seinen Reizen frevle nicht,
Ist ihm die Binde selbst gewunden
Ums holde frohe Angesicht;
Denn wäre dieses unterblieben,
So müßte man die Liebe lieben.

Auch ist es klar, was frei und offen
Die Augen und die Sehnsucht füllt,
Hat nimmer sie das Herz getroffen,
Als, was im Schleier stumm sich hüllt,
Drum ist auch Amor so umgeben
In Träumen soll die Liebe leben!

Weil aber so der arme Knabe
Doch oft auch in der Augen Nacht
Mit seiner holden Lebensgabe
Nicht immer frohe Menschen macht;
So ward auch darum ihm zum Frieden
Die Wunderbinde einst beschieden!

Er sieht es nicht, wenn böse Mächte
In seine Rosen Dornen streun,
Greift immer, wie er meint, das Rechte,
Läßt nichts sich irren, sich zu freun,
Und würde traun! mit offnen Augen
Nicht allemal zur Freude taugen.

Noch ist er darum auch verbunden,
Weil ihn in seinem schönen Glück,
Wenn er den Lieblingstraum gefunden,
Nicht stören soll der freie Blick,
Daß der sich kehre nur nach innen;
Von außen kann er nichts gewinnen!

Was soll es streifen in die Weite,
Das holde zarte Götterkind!
Er ist zu fromm zu allem Streite,
Genügsam wie die Kinder sind;
Und mehr als alle Himmelslooſe
Gilt ihm ein Veilchen, eine Rose.

Mit seiner Blumen zartem Leben
Hält er sein Reich in seinem Schooß;
Von weißen Blüthen eng' umgeben,
Gelagert freundlich auf das Moos,
Verträumt er lächelnd seine Stunden,
Hat nichts zu wünschen, hat's gefunden;

Und schließt sich an die Lebensstunde
Mit warmen Kindesarmen an,
Hat mit dem ganzen Erdenrunde
Die Rechnung heiter abgethan,
Und weiß, daß um ihn unbekümmert
Die Sterne ziehn, der Morgen schimmert.

Friedrich Kuhn.

Amor der Mahler.

Nach dem Italiänischen.

Ich sah den Gott voll süßer Launen
Jüngst, meine Phyllis! kindesfrei;
Er mahlte, denk' dir mein Erstaunen!
Gar ämsig an der Staffelei.
Doch wuchs — ich mußt' ihm lauschend nahen —
Mein Staunen nun ein großes Theil;
Denn meine trunknen Augen sahen
Statt eines Pinsels, einen Pfeil,
Und ach! dein Bild von Amors Hand!
Mein Herz war seine Leinewand.

E. Bienemann.

Lenzfahrt.

Wie du mich anklingst,
Bläulich gelockte,
Bebende Jungfrau,
Heil'ge Natur!
Wie deine Berge
Zart mich umfloren;
Dufte dein Odem,
Lichte deine Spur!

Ueppig entbunden
Thauen die Wolken,
Athmen die Winde
Um dein Gebild —
Recken sich Thürme,
Lagern sich Hütten,
Wiegen sich Wälder
Sonnig und mild!

Mächtig hinunter
Reigen die Gleise;
Felsig verengt sich's
Vor mir zum Thor;
Wolken und Winde
Schiffen hinüber,
Wolken und Winde
Schweben mir vor!

Hin zu Hygäens
Schmucklosem Tempel,
An der Najade
Heilendes Herz!
Tauch' in die Fluten
Feindliche Neigung;
Jedische Leiden,
Ewigen Schmerz!

F. Krug von Nidda.

An den Frieden.

Möchtest du, ersehnter Friede,
einer Welt, des Jammers müde,
Stille
Fülle,
neues
freies
Leben
geben!

Ruh und Schutz für Fleiß und Kenntniß! —
Wollst den Haß in Einverständniß
aller
Waller,
— wieder
Brüder! —
wenden —
enden.

Mög' uns das Geschick gewähren
für dein Heil, — nach zentnerschweren
Tagen, —
Klagen,
banger
langer
Trauer —
— Dauer! —

Arthur vom Nordstern.

Wunsch.

Nach dem Persischen.

1.

Ein weinend Kind auf Mutterschooß, so fahst
Einst du das Licht; dir lächelten die Deinen!
Heil dir, kannst du, wenn höherm Licht du nahst,
Von hinnen lächelnd gehn, indeß die Freunde weinen!

2.

Du tratest weinend in das Seyn,
Indeß im fröhlichen Verein
Die Freunde lächelnd nicken!
Wenn Freundesthränen niederthaun
Beim Scheiden, mögest sonder Graun
Du lächelnd aufwärts blicken!

Arthur vom Nordstern.

Sonnette.

I.

Licht und Schatten.

Wo Himmel sich und Erde freundlich gatten,
Erheben sich auf dunkler Meereswelle,
Hier still und düster, dort mit Sternenhelle,
Zwei holde Kinder schwebend — Licht und Schatten.

Nie ruhen sie, — sie können nie ermatten,
Sie wachen wechselnd an des Lebens Schwelle,
Und unerschöpflich ist die reiche Quelle,
An der sie beide einst geschlummert hatten.

Was rastlos sich hinauf zum Vater sehnet,
Es ist das Licht, ist strahlender Gedanke —
Er kennt und sucht und findet seinen Meister;

Und was sich traulich an die Mutter lehnet,
Nicht lassen will des Herzens enge Schranke,
Sind Schatten, der Gefühle stille Geister.

2.

Begeisterung.

Wenn Licht und Dunkel in der Seele streiten,
Und sich des Lebens Ketten an uns schmiegen,
Daß zagend wir dem Unmuth fast erliegen,
Will das Gemeine lastend uns begleiten, —

Dann ahnen wir ein höheres Bedeuten:
Es soll das Göttliche im Menschen siegen!
Wir sehn durch Nacht die weiße Taube fliegen,
Den Genius durch Wolken zu uns leiten. —

So ist der Friede ins Gemüth gezogen, —
Der Genius, er sendet goldne Pfeile,
Und wie die Schatten schwinden alle Sorgen,

Und Sonnen gehen auf am blauen Bogen,
Und der Gedanke folgt mit Flügeleile —
O, das ist der Begeist'rung Himmelsmorgen!

3.

Verklärung.

Wie Blumenkelche kaltem Hauch zerfallen,
Dem Sonnenbrand ersterben Rosengluten, —
Versinken in des Lebens wilden Fluten,
Gefühle, werth der schönsten Tempelhallen.

Was fromme Lippen unerhört hier lallen,
Das edle Herz erkämpfen will dem Guten,
Was ungesehn zerstäuben muß, verbluten,
Das kann dem Geisterohre nicht verhallen.

Die Rosen, die aus unserm Kranze schwinden,
Die stillen Wonnen, die geweihten Lieder,
Des Traumes Bilder werden wieder blühen;

Denn Genien harren unser mit Gewinden —
So geben sie, was sie gesammelt, wieder,
Auf daß wir reich in ihre Wohnung ziehen!

4.

Söller vor dem Domplatz im Zwielicht.

Fantasie von Friedrich.

Im dunkeln Haus, das Menschenhände bauen,
Da murmelt's dumpf von Sang und von Gebeten,
Und Pilger, hart bedrängt von Angst und Nöthen,
Sie gehen, Kreuz und Särge da zu schauen
Des Domes Düfte füllet mich mit Grauen;
Ich wagt es nicht in dieses Grab zu treten,
Wo Flöre wie die Geister mich umwehten —
Den bleichen Schatten mag ich nimmer trauen!

Doch hinter'm Dome locket Goldgeflimmer,
Da flüstern traulich mir die blassen Sterne,
Und ihre Sprache wähn' ich zu verstehen:

Dieß ist des Erdentages letzter Schimmer,
Doch ist die wahre Heimath mir nicht ferne,
Wo keine Sonnen jemals untergehen.

E. Bienemann.

Der Rosenmond.

Welch Schönes und Süßes im Bund
Erblickt mein Geist hier entzückt
In diesem zaubrischen Rund,
Mit glühenden Rosen geschmückt!

Sie nicken, das Gärtchen entklang
In festlichen Kleidern all,
Und lauschen dem Schwestergesang
Der bräutlichen Nachtigall.

Hoch thront sie im Apfelbaum,
Umdämmert vom duftigen Kühl,
Sie flötet in seligem Traum
Der Freuden und Leiden Gefühl.

Sie äugelt mit liebendem Blick
Herab auf des Blumenbeets Reihn,
Und theilt mit dem Dichter das Glück,
Der Rosenzeit Sänger zu seyn.

Buri.

Der Stier und die Nachtigall.

Als Philomele früh' auf Rosenbüsche flog,
Und Zauberlieder sang,
Indeß ein alter Stier den breiten Nacken bog,
Und langsam tiefe Furchen zog
Das harte Feld entlang,
Rief dieser: „Schäme dich vor mir
Ob deinem Müssiggang!
Glaubst du vielleicht, man lohne dir
Entbehrlichen Gesang?
Du siehst, daß ich mit sauerm Schweiß
Mein Futter zu gewinnen weiß.“
Freund, sprach die Nachtigall:
Zur Arbeit ward ich nie bestimmt;
Doch meine Kehl' ist wie gestimmt
Zu süßer Lieder Schall.
Dein Loos ist hart, das meine froh;
Doch die Natur gebot es so.
Du baust den Acker, Stier!
Ich bin des Feldes Zier.

Haug.

Der Kometenwein.

1811.

Was blinket und winket mit blutigem Schein
Im Kreiße der freundlichen Sterne?
Was ſtreut auf den friedlich entſchlummerten Hain
Sein Feuer aus nächtlicher Ferne?
Es iſt des Kometen weitſtrahlendes Licht,
Das wild durch die Schatten der Nächte bricht.

Du fürchterlich ſchöner erhabener Glanz,
Dich grüß' ich mit heiligem Grauen!
Du biſt in dem wunderbar blitzenden Kranz
Ein himmliſcher Herold zu ſchauen,
In ewigem Fluge zur Sonne hinan
Durchſtreifſt du der Welten unendliche Bahn.

Doch ſchau ich dir muthig ins fremde Geſicht;
Laßt Feige vor Wundern erbeben.
Du rufſt mit dem drohenden Todeslicht
Zum ſchöner entblühenden Leben,
Und lockſt du auch weibiſche Klagen hervor,
Hoch jauchzt dir der Zecher begeiſterter Chor.

Denn Trauben, die süß in der Sonne Glut
Mit goldenem Purpur sich malen,
Durchglüh'n, wenn im Meere die Herrliche ruht,
Des Wundersterns mächtige Strahlen.
Und Feuer und himmlische Zauberkraft
Durchströmet der Reben erquickenden Saft.

Ambrosische Düfte umwehen das Gold
Des Strahlenerzogenen Weines;
Es lächeln selbst rosige Lippen ihm hold,
Dem Nektar des heiligen Rheines.
Der älteren Reben erprobte Gewalt
Erlieget der jugendlich frischen Gestalt.

Und Hebe bekränzt im olympischen Saal
Mit himmlischen Rosen die Becher,
Und reichet den festlich umwundnen Pokal
Dem Kreiß der unsterblichen Zecher.
Und Evoe! tönet im Götterverein
Dem erdegebornen Kometenwein.

Adolph.

IX.

Denkmale.

Fortsetzung.

Distichen

bei Gelegenheit eines Festes auf der Elbe.

1.

Immer vertraut sich den Wellen nur Muth. So seid denn dem Muthe,
Götter der Lust und der Flut, heute wie immer geneigt!

2.

Will uns Phöbus nicht wohl, so halten wir uns an Apollo,
Heben die Leier empor, jegliche Sait' ist ein Stral.
Draußen ist Wechsel und Noth; drum glücklich allein, wer im Herzen
Still sich die Sonne bewahrt, die ihm das Leben bescheint!

3.

Denk an den Urſprung, o Göttin! und ſchütze der Grazien Schiffahrt;
Deinen Muſen Apoll! gieb hier als Phöbus dich kund!

4.

Iſts auch noth, für ein Schiff, das Muſen und Grazien führet,
Bitten den Himmel um Schutz? Freunde vertrauen dem Freund!

5.

Laſſet uns Regen und Sturm wie Mährchen und Scherze behandeln,
Denket, wie nimmt ſich die Noth herrlich im Liede dann aus!
Schon bei der Flamme, beim Mahl, wenn Lippen und Blicke genießen,
Spottet ſichs harmlos der Noth, die man am Morgen beſtand.

6.

Erſt am herbſtlichen Abend, dem fröhlichen Schiff-
chen entſtiegen,
Wäre kein Unſtern beſiegt, bliebe die Freude
nur halb.

Wölbe denn grau dich, o Himmel, entzieh' uns
die glückliche Laune,
Heute nach eigener Muſik tanzet die eigene
Luft.

2. Sept. 1815.

J. O.

Auf dem Wasser

den 8. Sept. 1815.

Blaue Flut und Sterne drinnen,
Weinbelaubte Bergeszinnen,
Flur und Wiesen gelb und grün:
Lüfte, schlagend mit den Flügeln,
Und im Fahrzeug, nicht zu zügeln,
Herzen, die von Freude glühn!

Ja, so tanzen die Minuten
Fröhlich auf den blauen Fluten,
Und die Schiffe tanzen mit,
Und die Seelen junger Lieder
Schweben lächelnd auf und nieder,
Halten mit dem Kahne Schritt.

Ob wohl freundlich noch auf Erden
Schöne Träume wahr noch werden?
Frag' ich Alle hier im Kahn.
Und die schönen Wellen draußen,
Und die Berge hör' ichs brausen,
Und die Schiffer es bejah'n.

Ob wohl unter Sachsens Himmel,
Nicht, verscheucht vom Mordgetümmel,
Noch ein heitres Lied gelingt?
Und es ziehen aus und drängen
Sich Gesänge mit Gesängen,
Wenn die gute Stunde klingt.

Ob wohl holder Kunst ergeben
Noch die Menschen menschlich leben,
Menschlich, wie in Griechenland?
Und ich schaue rund im Kreise
Kränze, nach der Griechen Weise,
Blumen in der Frauen Hand.

Nicht darum nach alten Zeiten
Wollen wir die Arme breiten,
Lächeln nur mit trübem Blick;
Denn die Spindel guter Stunden
Wird ja niemals abgewunden,
Kennt man nur der Stunde Glück.

Denn es glüht die alte Sonne
Immer noch, die einst die Tonne
Mit Falernerwein gefüllt,
Daß Horaz bei Freundesmahle
Füllen konnte seine Schaale,
Tief in Rosen eingehüllt.

Denn es sprudelt frisch und helle
Immer noch am Musenquelle,
Wie es frisch am Pindus sprang;
Und es schöpfen reine Hände
Immer noch die Silberspende,
Rauschend in den Saitenklang.

Denn es weht auf zarten Wangen
Immer noch, wie aufgegangen
Frische junge Rosen weh'n,
Und es lächeln und es weben
Grazien ja noch am Leben,
Wie Anakreon gesehn.

Und die alten Sterne schimmern,
Und die Blüthen über Trümmern
Fühlen neue Lieb' und Lust,
Und die alten Götter wissen,
Was sie sä'n und pflanzen müssen,
Haben's immer ja gewußt!

F. Kuhn.

Der Schloßgarten.

Epistel an A. A.

Freund! Du willst, daß ich Dir manch Bild des ergötzlichen Lebens,
Welches mich hier paradiesisch umfängt, hinstreue. — So gaukle
Fröhlich vorüber dem Geist, o Nachmittag, der gesellig
Jüngst mich erfreut' in dem Doppelgenuß der Natur und der Kunstwelt.
Freundlich erglänzte die Sonn' und ein Wollust athmender Hauch floß
Durch das Gefild, sanft lockte die Flur, mild lachte der Himmel.
Siehe! da flog ich entzückt zum gepriesenen Paare der Schwestern,
Nicht ich allein; bald folgte beschwingt, voll süßen Verlangens,
William, welcher im Stillen der herrlichen Kraft sich erfreuet,

Männer zu fesseln in sinniger Red' und Frau'n zu gefallen
Anmuthsvoll. — Schnell eilten wir hin zu dem stattlichen Hause,
Sprangen die Treppen hinauf, und den Saal durchschreitend ersähn wir
Jetzt das geräumige Zimmer, dem Aug' ein verklärender Anblick!
Wie zwei Purpurrosen, Verherrlicherinnen des Gartens,
Blühn in bescheidenem Reiz, und von Frühlingssylven geliebkos't,
Balsamduft' aushauchen in lieblichem Schwestervereine:
So auch standen sie da im Gemach; schon glänzte Miranda,
Auch du lächeltest hold, blauäugige Göttin Amöne:
Nicht unerwartet begrüßten wir nun die verehreten Frauen,
Deren Bezaubrungswort uns oft zu den Wundergebilden
Shakspeare's rief; anmuthig begannst du, Freundin Amöne:
„William, Ariel, auf, in der Dienstpflicht stets unermüdlich!

„Schickt euch an zu der Feier des Tags! Wohl ladet er festlich
„Ein zu gemüthlich entzückender Lust in den blühenden Schloßpark.“
Aber mit heiterem Blick sprach jetzt holdselig Miranda:
„Wär's nicht schön, wenn schnell wir dem Geniusrufe gehorchend
„Grünende Schattengewölb' aufsuchten und laubige Wohnung?
„Dorthin folget die Welt Shakspeare's, dorthin die gewandte
„Dienerin sammt Limonad', und was uns sonst noch erfreuet.“
Sprach's, und im Einklang scholl „Ja, Ja,“ von der Lippe; die Schönen
Gingen voran, und wir folgten behend stillfreudiges Herzens.
Nahe dem Burgthor hebt sich ein Schloß ehrwürdiges Ansehns,
Auch in der Ferne berühmt durch Kaufungs kühne Gewaltthat,
Kaufungs, welchen du selbst aufstelltest stolz im Kothurngang.
Mancherlei Zierrath findest du hier aus Zeiten der Vorwelt,

Mancherlei Waffengeschmeid', auch Werke der Pracht und Gemälde
Locken das Aug', und sprechen den Geist mit Heroengewalt an.
Gärten im reinlichen Schmucke der Ordnung stehen daneben,
Sammt der Pomona beherrscht hier Flora's Macht die Bezirke.
Südliche Bäume gesellen sich da zu den nordischen Brüdern,
Lorbeerblüth' und der Myrten Gewächs und der goldnen Orangen
Leuchtende Glut mit Granaten gemischt und weißlichen Feigen,
Fremdlingsbäum' auch prangen mit gelbrothschillernden Tulpen.
Aber immitten empfängt uns Flora's Reich mit der Pflanzen
Ueppig ergrünenden Schaar und dem Schmelz vielfarbiger Blumen,
Welche der Liebende froh zum Geschenk auswählt der Geliebten.
Auch Goldfische, sie plätschern mit Lust in den Becken der Nymphe,
Die das erfrischende Naß gern spendet den Blumengeschwistern.

Jetzt in die Tiefen hinab steigt hell und geräumig ein Lustwald,
Eichen verzieren den Park majestätisches Bau's und erhabne
Buchen mit Ulmen vereint und dem hoch aufstrebenden Ahorn.
Bänke von rohem Gestein und geflochtene stehn in den Gängen,
Tempelruinen erblicken wir auch, hinfälliger Schönheit
Grabdenkmale, die unser Gemüth lindschauernd erregen.
Ach! manch liebendes Paar irrt hier in des Hains Labyrinthen,
Nur von dem Vogel belauscht und dem schalkhaft spielenden Westwind.
Siehe! da blieben wir stehn an dem Eingang. — Links im Gebüsche
Birgt sich ein Lieblingsörtchen, der freundlichen Herrin Miranda
Nicht unverborgen, umhüllt von verschlungenem Lindengezweige.
Hierher folgten wir willig der Führerin; auch die getreue
Iris schritt der Gebieterin nach mit dem Körbchen belastet,

Welches die lieblichen Flaschen enthielt mit dem Schweizergebäcke.

Aber nachdem wir genaht schönlaubiger Rischen Umschattung,

Wurde die Steinbank erst mit den schwellenden Kissen gepolstert,

Dann auf zierlichen Tellern erschien süßduftendes Backwerk;

Auch Limonadengetränk, in die grünlichen Römer gegossen,

Labte den dürstenden Saum mit ambrosischer-quickender Kühlung.

Als das Gelüst nun endlich zur Speis' und zum Tranke gestillt war,

Sprach zu den Sitzenden so die gemüthliche Freundin Miranda:

„Jetzo dächt' ich, wir horchten dem brittischen Geisterbeherrscher,

„Welcher, ein Genius, oft in den Abendstunden gewaltet,

„Wann bei Thee und Gespräch die geflügelte Hore dahinschwand.

„Ariel, auf! was lesen wir jetzt? Du bleibst das Orakel."

Ariel aber darauf antwortete, froh des Gehorsams:

„Schon ist erwählt, o Freundin! ein Werk des gewaltigen Meisters;
„Seht! hier wartet er eurer, Venedigs fürstlicher Kaufmann.“

Wechselnd lasen wir nun das Gemüth ansprechende Kunstwerk;
Auch das Gespräch flog freier umher im harmonischen Kreise
Ueber Antonio's edle Natur, Bassanio's holden
Reiz, und der Freunde Gefühl und der Porzia richtende Strenge,
Ueber der werbenden Prinzen Erscheinung, aber vor allen
Malte sich Shylock uns mit der Blutgier grimmiger Wildheit.

Heiteres Muths durchsprachen wir Alles, der mächtige Dichter
Zog uns kräftiger an, und den Lesenden wär' Hyperion
Untergegangen, dafern mit ermahnendem Worte Miranda
Uns nicht freundlich erregt zu des Abends Feier im Grünen.
Und wir gehorchten dem Wort der Gebieterin. Aber das Körbchen

Wurde zuerſt vorſichtig verſteckt in umhüllenden Zweigen;
Drauf in den blühenden Park, mäandriſche Gänge durchirrend,
Lenkten wir munter den Schritt, und erfreueten uns des Spaziergangs.
Tändelnd ſpielte der Scherz, und mit mancherlei bunten Gebilden
Friſchten wir an das Gemüth zu der Wand'rung Luſt. An dem Tempel
Schritten wir hin langſam; doch, als nun endlich die Stufen
Hatten geendiget, ſprach ſchalkhaft auffordend Amöne:
„Freunde, wohlan! Ihr ſpringet ſo gern; hier thut ſich den Läufern
„Glorreich auf die geprieſenſte Bahn heroiſches Ruhmes,
„Kämpften wir ſelbſt ja vielleicht um des Wettlaufs rühmliche Palme.“
Sprach's, und vom Rufe beſchwingt, dem begeiſternden, ſprangen wir muthvoll
Auf den gewundenen Pfaden hinab in die Tiefen der Waldnacht,
Gleich den olympiſchen Roſſen, die feurige Siegesbegier treibt.

Aber die Listigen blieben zurück, muthwilliges Herzens
Lachten sie laut den Gehorchenden nach und vergaßen des Lohnes.
So in erfreulichem Wechselgespräch hineilten die Stunden.
Heiter begrüßten wir jetzo das Lieblingsörtchen, wo Iris
Wachsam stand, die Befehle der nahenden Herrin erwartend.
Und sie enteilte nach Haus; auch wir, von der Kühle gemahnet,
Dachten der Heimkehr nun und verließen die gastliche Laube.
Sieh! da erschien in der Fern' Äskulapios, er des Apollon
Heilsamwaltender Sproß, mit dem kraftvoll blühenden Sprößling.
Ihren Gemahl und den Sohn jetzt schauend dachte Miranda
Auf anmuthigen Scherz, die Gesellschaft froh zu ergötzen.
Alle verbargen wir uns, in des Laubdachs Schattenumwölbung
Lauernd still, gleich Kindern, die niedergeduckt in den Winkeln

Bald sich verrathen dem Späher mit Händegeklatsch und Gekicher.
Und schon nahten sie uns, schon wollten sie hastig vorbeiziehn,
Horch! da erklang ein Geräusch, es ertönt' halblautes Geflüster,
Und den Entdeckten erscholl ringsum unermeßliches Lachen.
Lang ausstreckten die Schatten sich nun; wir stiegen die Stufen
Fröhlich hinauf, eintretend ins obere Reich der Pomona.
Grad' ausgehende Pfad', auch zierlich geschorene Hecken
Nahmen die Wanderer auf, der kristallhellsteigende Springquell
Labte den Blick und das Ohr, wir schritten den steinernen Bildern
Ruhig vorbei; jetzt stand an der Wallfahrt Ziele das Lusthaus,
Welches die Aussicht beut in der Landschaft weite Gefilde.
Glänzend neigte die Sonne sich schon, und vergoldete sinkend

Thal und Gebirg und die Zinnen der prachtvoll
ragenden Schloßburg.
Trunken, begeistert, entzückt von dem unaus-
sprechlichen Schauspiel
Standen wir da und schauten hinab in das wo-
gende Glutmeer.
Allen entquoll das verklärende Wort des verklä-
reten Sängers:
„Seht! so scheidet ein Held anbetungswürdig im
Sterben.“

Messerschmid.

An die
Frau Oberschulräthin Eschke
in Berlin. *)

Am sechsten Juli 1816.

Immer wendet zu den Sternen
Noch mit Schwermuth sich Dein Blick,
Suchend das verlorne Glück
In den unnahbaren Fernen.

Deines Frohsinns helle Farben
Wurden schon seit Jahren bleich.
Du, an Freude sonst so reich,
Legst Dir auf, daran zu darben.

Nur im mütterlichen Walten
Durch das menschenvolle Haus,
Spricht Dein Geist noch ganz sich aus,
Wie wir sahn ihn vormals schalten.

*) Als sie den Verlust einer im Mai 1815 gestorbenen sehr geliebten Tochter fortwährend betrauerte.

O, vergönne doch der Freude
Und dem leichten, muntern Scherz
Wieder Rückkehr in Dein Herz!
Seelenärzte sind sie beide.

Laß sie wirken, laß sie heilen
Dein verwundetes Gemüth,
Um noch lange, neu erblüht,
Hier auf Erden zu verweilen.

Kurz ist doch das längste Leben!
Und nach dieser Spanne Zeit
Wird dort eine Ewigkeit
Dir Auguſten wieder geben.

Langbein.

Ein Traum.

Als neulich nach dem Liederfeste
Ich schon die lieben Freitagsgäste
Im Geiste wieder bei mir sah,
Und, wie die Sinnen mir verschwanden,
Sich Träume durch die Bilder wanden,
Als wäre schon der Freitag da;

Da kam ein schönes Weib gegangen
Mit Flügeln, die wie Saiten klangen,
Mit Sternen dicht das Haar besät;
Und das Gewand der zarten Glieder
War tausendfarbig auf und nieder
Von Iris Bogen angeweht.

Und Blumen, die ich bald erkannte,
Ob jede wohl in Farben brannte,
Von Edelsteinen eingefügt,
Und Blumen hielt sie auszuspenden
Die schöne Frau in ihren Händen
Und an den Busen angeschmiegt.

Ich war so furchtsam und betroffen,
Doch ihre Augen groß und offen,
Und lächelnd doch und liebend doch.
Sie zogen her wie goldne Flammen,
Und in dem schönen Strome schwammen
Wohl goldner ihre Worte noch.

Ich hab' Euch reine schöne Blüthen
In meines Gartens Lustgebieten
Dort bei den Sternen abgepflückt.
Dort blüh'n sie, wo die Götter wohnen,
Und aller Götter schöne Kronen
Sind mit den Blumen ausgeschmückt.

Doch weil Ihr so mit Liebesblicken
An unsern Sternen, mit Entzücken
An Euern kleinen Blumen hängt;
So hab' ich, was ich dort gefunden,
Euch freundlich in den Strauß gebunden,
Wo Blume sich an Blume drängt.

Für Einen weiße Hyacinthen
Mit Perlen thauig drauf zu finden,
Ich hab' Euch Alle still genannt;
Und wieder Einem frische Nelken,
Die Fülle duften, nimmer welken,
Mit schönen Farben zugewandt.

Für Einen ist, umhaucht von Moose,
Die zarte, milde Frühlingsrose
Zur Freudengabe ausgewählt.
Sie wird dem Heitersten verliehen,
Und tausend frohe Phantasien
Sind ihrer Knospen anvermählt.

Auch Lilien hab' ich gefunden,
Von Myrthenblättern dicht umwunden,
Aus denen ragt ein Lorbeerzweig,
Und Immergrün im Mondesstrahle,
Das Laub der alten Göttermahle,
An heiliger Erinn'rung reich.

Der Sensitive weiches Leben,
In der die blauen Sterne beben,
Wenn sie das Lüftchen sanft berührt,
Und aus dem Reich der hohen Schöne
Ihr Himmelsfarben, Himmelstöne
Auf Flügeln leicht entgegenführt.

Und Amaranthen eng geschlossen,
Aurikeln duftig übergossen
Von Anmuth, die das Herz bewegt;
Und junge schüchterne Violen,
Reseda, Krokus, der verstohlen
Erst auf die schönen Augen schlägt.

Für jeden hab' ich das beschieden,
Was seiner Lust und seinem Frieden
Vor andern dient, in meinem Strauß,
Und bringe Dir die Blumengabe,
Du theilst, daß sich ein Jeder labe,
Die Blumen und die Blüthen aus.

Sie sagte sie und war verschwunden,
Und alle Blumen, dicht gebunden,
Sie lagen duftig vor mir da.
Doch theilen — ja das ist es eben,
Ich möchte Allen alle geben,
Wie Jedem jede lieb und nah.

Drum bring' ich her den Strauß getragen,
Und Jeder wähle nach Behagen,
Und lasse, was er nicht sich nimmt,
Und bleibt ein Blümchen mir von allen,
So ist auch mir das Loos gefallen,
Das mir die schöne Frau bestimmt.

F. Kuhn.

An Haug.

Der treuen Muse will ich leben,
So lang ein fühlend Herz mir schlägt,
Und meinen Geist mit leichtem Schweben
Der Phantasie Gefieder trägt,
So lang auch mir die schönen Lenze
Der Mutter Erde freundlich blüh'n,
Und Muth und Hoffnung Rosenkränze
Um meine heitre Stirne zieh'n.

Die Muse hat den kleinen Garten,
Und eine leere Einsamkeit,
Wo keine Feste mich erwarten,
Zu einem Götterfitz geweiht:
Sie hat mir oft die düstre Zelle
Mit überird'schem Glanz verklärt,
Und im Gesträuch der Murmelquelle
Mir Worte des Olymps gelehrt.

Sie kühlte mir die heißen Schmerzen,
Wenn keines Freundes Herz mir schlug.
Mit einem sehnsuchtsvollen Herzen
War ich durch sie nie selbst genug.
Und wenn des Kummers Riesengeier
Mit scharfen Klauen mich umschlang,
Gab sie in meine Hand die Leier,
Daß ich mein banges Leid versang.

Sie rufet aus der Zeiten Grabe
Die holde Kindheit mir zurück,
Und weckt mit ihrem Zauberstabe
Der sanften Hoffnung zartes Glück.
Sie weiht mich oft, gleich einem Seher,
Vor dem der Zukunft Schleier fällt,
Und richtet Aug' und Herz mir höher
In's Unermeßliche der Welt.

Und mancher theure Freund hat gerne
Des Sängers Saitenspiel belauscht,
Und mancher Edle nah und ferne
Ein Bruderherz mit mir getauscht.

Was ists, wenn Hasser auch mich kränken?
Ich werde doch in Frieden ruhn,
Und ihrer Schuld mit Würde denken:
Sie wissen, traun! nicht, was sie thun.

Ist mir ein Lorbeer noch beschieden,
Er wird von keiner Hand geraubt;
Denn selbst die strengen Eumeniden
Verschonen ein geweihtes Haupt.
Doch hat sich nach des Ruhmes Schimmer
Der matte Flug umsonst bemüht,
So sink in meines Glaubens Trümmer
Auch noch mein letztes Schwanenlied.

Agrionien *)

für Th. Hell.

Zum 9. Febr. 1815.

Als mir in Morpheus Armen
Sich heut, bei Tassenklang,
Vorgestern — Gestern — Karmen! —
In wirrem Traum verschlang,
Denk', Freund, wie ich erschrocken,
Als vor mir, Hand in Hand,
Im Schmuck der Jugendlocken
Ein reizend Kleeblatt stand.

Mir flirrt' es vor den Sinnen
Nach keuscher Joseph's-Art —
War gleich, wie Huldgöttinnen,
Die holde Drei geschaart,

*) Um die Auflösung zu finden, wird der Kalender von 1815 zu Rathe zu ziehen seyn.

d. H.

Doch galts hier wohl Intrike
Und argen Spuk — denn traun!
Es war von der Antike
Kein Fältchen dran zu schaun.

Modern war die Mänade,
Romantisch angethan;
Es blinkte Brust und Wade
Aus Tafft und Silberlahn;
Bunt, wie Harlekinette,
Umbauscht von Kranz und Flor,
Trat sie zuerst ans Bette,
Sprach lispelnd mir ins Ohr:

„Betäubt, ermüdet, wandre
Ich, Freund Poet! zu dir;
Ich bin ein Tag, wie andre,
Doch gelt' ich nicht dafür,
Und scheine nur zum Darben,
Zum Mangel da zu seyn,
Obschon in allen Farben
Genuß und Lust sich freun."

Das Mädchen in der Mitte,
Die strengste Büßerin,
Nach Magdalenensitte,
Süßschmachtend, trat sie hin
Und sprach: „Doch ich muß büßen;
Wenn sich mein Licht erhellt,
Eilt zu des Altars Füßen
Die lustberauschte Welt.“

Die Dritte schien von Allen
Die Herrlichste zu seyn;
Um ihrer Locken Wallen
Ergoß sich Strahlenschein;
Wie Sterne blitzt' ihr Schleier —
Doch wieß sie mit der Hand
Verstohlen eine Leier,
Die sich dem Saum entwand,

Und sprach: „Vom Märtyrerthume
Sieh die Legenden ein;
Heut nenn' ich mich mit Ruhme
Des Gottes Schwesterlein,

Der mit dem Chor der Musen
Am hohen Pindus singt,
Und um der Dichter Busen
Das Band der Weihe schlingt.

O kränzt euch, junge Horen!
Heut mit des Lorbeers Kron';
An meinem Tag geboren
Ward Phöbus lieber Sohn". —
„Ich schenk' ihm Scherz und Lachen" —
Rief rasch die Tänzerin —
„Denn Alles fröhlich machen,
War stets ihm Hochgewinn."

„Auch ich" — begann die Nonne
Verschämt — „beschenke ihn;
Die Macht der Thränenwonne
War ihm schon längst verliehn;
Zu deinem Jokusstabe
Leg' ich mit armer Hand
Der Asche heil'ge Gabe,
Des frommen Sinnes Pfand."

Apollo's heil'ge Schwester
Beſchloß voll Heiterkeit:
„Faſt ſpür' ich heute Reſter
Noch aus der Heidenzeit;
Dieſer Lyra ſprieße
Dem Sänger würd'ger Sold;
Von hübſchen Mädchen Küſſe —
Und Ruhm — und Traubengold!

„Das Andre wird ſich finden,
Magnet zieht Eiſen an;
Du aber ſollſt verkünden,
Was wir dir kund gethan;
Und willſt du uns erkunden,
Ich und dieß treue Paar,
Im Almanach verbunden
Stehn wir in dieſem Jahr!“

F. Kind.

An Th. Hell

am 9. Februar 1816.

Weißt Du es noch, wie all' die Engel hießen,
Die mit uns waren in der frühern Zeit,
Die lächelnd uns die zarten Flügel wiesen,
Zu kühlen und zu heben uns bereit;
Die mit uns waren und mit Blumen spielten
Und in den Händen goldne Schaalen hielten,
Aus denen, immer neuer Blüthen voll,
Des Lebens Luft wie Rosendüfte quoll!

Weißt Du es noch? Du hast sie nicht vergessen!
Aus allen Himmeln kam der schöne Zug,
Und drängte sich uns an das Herz zu pressen,
Daß unsres auf in Stolz der Allmacht schlug.
Nun ward sie klar uns erst, des Lebens Gabe,
Die Erde diensam unsers Armes Stabe,
Der blaue Himmel ein Gewand der Lust,
Und Morgenroth ein Jauchzen unsrer Brust.

Du weißt es noch — wie aus den Bergen sprangen
Wie Quellen auf die Lieder frisch und jung,
Die Poesie kam aus dem Hain gegangen
Und vor ihr her trat die Begeisterung.
Die Freundschaft hielt cyanenblaue Kränze,
Die Liebe warf mit Rosen nach dem Lenze,
Die Jugend flog den Reigen wild voran,
Und Licht des Himmels war der Erde Bahn!

Wie Alles war an uns dahin gegeben,
Die alte Zeit mit ihrem Tempelglanz,
Die Erde rings mit aller Pulse Leben,
Die Zukunft selbst mit ihrem Sternenkranz;
Nach allen Pfeilen, die vom Götterbogen
Durch alle Zeiten, alle Himmel flogen,
Nach allen Pfeilen griff die kühne Hand,
Und drückte sie wild an des Busens Brand!——

So liegt nicht mehr des Lebens volle Rose
In unsrer Hand und vor dem trunknen Blick,
So hält sie nicht mehr tausend goldne Loose
Für unsre Sehnsucht in dem Kelch zurück.
Die Welt von Reizen, die sie einst verschlossen,
Ist nun enthüllt, ist vor uns ausgegossen,
Und keine Ahnung und kein Göttertraum
Hat in der heil'gen Knospe jetzt noch Raum.

Doch ist darum die Blume wohl entblättert,
Weil sie uns bot die himmelschöne Brust?
Die Nachtigall, die hat wohl ausgeschmettert,
Doch zieh'n noch Lerchen in des Morgens Lust.
Wenn Veilchen auch nicht mehr den Teppich weben,
Es zieh'n sich Ranken mit dem goldnen Leben
Und schattige Platanen um das Haus,
Und halten freundlich mit den Männern aus.

Und Alle, die mit uns einst ausgezogen,
Als unsers Lebens erster Flug begann,
Die Heiligen, sie sind uns noch gewogen,
Und treten sorgsam an das Haus heran.
Und wo sie einst nur kindlich mit uns spielten,
Nur Träume sonst an unsre Herzen hielten,
Da füllen sie das Leben jetzt so ganz
Mit ihrer Gaben reifem Aerndtekranz.

Die helle Kunst ist uns zur Braut geworden,
Die Poesie hat Gärten angepflanzt,
Wo nach der Seele trunkenen Akkorden
Die Geisterwelt mit uns den Reigen tanzt.
Die Freundschaft hat bei aller Stürme Walten
Den blauen Kranz hoch in die Luft gehalten,
Und ihn — von rohen Händen unverletzt —
Dort mit dem Thau der Ewigen genetzt.

Und unsre Liebe — die im weißen Schleier
Die erste Sehnsucht unsrer Brust genannt,
Sie wartet jetzt des Hauses heil'ges Feuer,
Von außen ab, dem Innern zugewandt.
Und, wie aus Blumen, nach des Künstlers Schalten,
Sich Genien mit Fackeln sanft entfalten,
So steigen aus des Hauses Immergrün
Stets neue Lebensboten auf und blühn.

Das wollt' ich Dir, mein Freund! das mußt' ich sagen,
Das — wenn auch ernster jetzt das Auge blickt —
Das heute Dir — vor allen andern Tagen,
Wo meine Hand die Deine warm gedrückt!
Der Lebenstrank, den wir zur Kelter trugen
Und mit Gesängen in die Tonnen schlugen,
Der braust nicht mehr, der süße junge Most;
Doch er ist Wein — doch er ist Balsamkost.

Fr. Kuhn.

Am 4. März 1816.

an

die Familie ****.

Vier Lieder möchten fast erklingen,
Vier Lieder, das ist hell und klar;
Denn, wen ich heute soll besingen,
Das ist mir noch nicht offenbar.

Ein Fest ist heute hier erschienen,
Doch Viere giebts in diesem Kreis,
Und wem es eben gilt von ihnen,
Das ist's, was leider! ich nicht weiß.

Und doch, es soll dem Dichter schaden,
Wenn er nicht weiß, was er besingt;
Drum muß ich wohl mir selber rathen,
Weil Niemand ist, der Rath mir bringt;

Und richte, wie ich klug ersonnen,
Mein hohes Lied an alle Vier,
So hab' ich bald sie eingesponnen,
Und es entgeht dann keines mir.

Ihr also Alle Vier die Helden
Von Einem Epos seid gegrüßt!
Die Poesie, die läßt vermelden,
Daß hier statt Einheit Vierheit ist!

Ein schweres Stück, denn Hauptpersonen
Die stören sonst und stoßen sich;
Doch diese, weiß ich, diese wohnen
Schon lang beisammen sänftiglich.

Mit Dir nun muß ich wohl beginnen,
Du Dichter, Vater, Freund und Mann,
Doch möcht' ich fast mich erst besinnen,
Was ich Dir wünschen muß und kann.

Ein Harfner, der mit sicherm Tone
Sein Lied nach allen Himmeln schickt,
Der hat wohl eine schöne Krone
Des Lebens schon auf's Haupt gedrückt.

Ein Harfner, den vor ſchwülen Tagen
Der Gattin Hand mit Myrthen deckt,
Der kann wohl froh die Harfe ſchlagen
Und ungeſtört und ungeneckt.

Ein Harfner, den mit zarten Kränzen
Umſchlingt des Hauſes Liebesgruß,
Dem muß das Auge freudig glänzen,
Wie es den Göttern glänzen muß;

Und wenn dazu von allen Seiten
Ihm Genien hernieder weh'n,
Und nur nach ihm die Arme breiten,
Ins Auge ſelig ihm nur ſeh'n;

Und wenn er nun, wie ſie ihn drängen,
Mit allen Geiſtern herrlich ringt,
Und ſeine Bruſt von tauſend Klängen,
Von tauſend Liedern wieder klingt.

Bei ſolchem Seegen, Freund! hienieden,
Sprich, was die Erde ſonſt noch hat,
Du haſt den Himmel und den Frieden,
Sie höchſtens hat ein Lorbeerblatt.

Die Harfnersfrau! wenn diesem Tage
Dein Fest nun gölte schön und licht,
Was würf ich, sprich, in Deine Wage,
Das eigen noch Dir wäre nicht?

Was sind des Weibes schönste Loose?
Ein Wandel leis am stillen Heerd,
Ein lächelnd Kind im weichen Schoose,
Ein Haus, das freundlich Gott bescheert;

Ein Mann, an den bei Noth und Dvange
Sich halten kann die zarte Brust,
Ein Mann, auf dessen Siegesgange
Die Rosen sprießen und die Lust.

Und dann in Weibchens eignem Sinne,
Zart, wie der Lüfte Harfe bebt,
Ein Herz, das jeder Ton der Minne
Mit goldnen Strahlen überwebt.

Ein Herz, das alle Harfnerstöne
Ermessen kann und an sich drückt,
Und wohl in seines Kranzes Schöne
Zu Zeiten selbst ein Blümchen pflückt.

Sprich, Harfnersfrau! was kann ich bieten
An Lebensglanz, an Himmelsschein,
Er hat den Himmel und den Frieden,
Und beides ist mit ihm auch Dein.

Und Ihr am frischen Rosenstrauche,
Ihr Knospen duftig jung und zart,
Um die mit warmem Liebeshauche
Noch spielt die goldne Gegenwart;

Für die aus seinem reichen Quelle
Der Frühling immer rauscht und quillt,
Und immer Spiel und Ruhestelle
Mit neuen Blumen überhüllt;

Die noch mit seinem ersten Muthe
Der Jünglingsarm des Lebens trägt,
Indeß er mit der Wünschelruthe
Für Euch an alle Felsen schlägt;

Was, Knospen! könnt' ich wohl begehren,
Wenn Euer Fest ich heut' beging!
Ihr habt die Blüthen mit den Aehren,
Das ist der wahre Zauberring. —

So, Freunde! hab' ich doch bestanden
Den leichten Scherz, den frohen Strauß:
Der Dichter wurde nicht zu Schanden
Und hielt in allen Nöthen aus.

Ob Ihr ihm auch das Fest verschwiegen,
Er lächelt nur und lauscht und singt,
Und läßt getrost die Taube fliegen,
Die jedem Theil sein Blättchen bringt.

F. Kuhn.

Schneebälle und Päonien.

Am 2. Junius 1816.

Welchen gebühret der Preis? Euch, schneeige Bälle der Zweige,
Oder euch, Kronen des Beets, glühend an niederm Gesträuch? —
Was mit zitternden Händen der Winter, ein grämlicher Alter,
Ist er bei Laune nun ja, spendet der Jugend zum Spiel,
Wirft nachahmend der Lenz, selbst spielend und neckend, wie Knaben,
Spottend der rauheren Zeit, reichlich auf Garten und Busch. —
Glänzender Aepfel Gebild, hellprangend an schwärzlicher Tanne,
Welche dem jauchzenden Kind freundlich die Weihnacht bescheert,

Malt mit fertiger Hand, nicht sparend die leuchtenden Farben,
Lustig die Pfingstzeit auf, drängend Rubin aus Smaragd. —
Prangen die schneeigen zart im weißen Gewande der Unschuld,
Wölben für Venus Gespann diese das purpurne Nest. —
Nie wohl schlicht' ich den Streit; prangt friedlich zusammen, ihr Beide,
Welche mit künstlicher Hand sinnig Comala vereint;
Lieblich ist Unschuld, und Lieb' ist schön; doch das ist das Schönste,
Wenn sich zum reinen Gemüth fügt der Begeisterung Glut.

F. Kind.

Die Akazie.

Sei mir, Akazie! gegrüßt, du Pfittig im Reiche der Bäume —
Goldgrün flattert dein Laub, flattert wie Federn im Wind.
Aber nicht deßhalb grüßt dich das Lied, grüßt nimmer die Schwestern;
Eine nur denket der Sinn, eine nur preiset das Wort,
Jene, die, schattend am Ufer der rauschend enteilenden Elbe,
Holder Madonnen Gebild neben der Schöpferin umschwebt;
Welche mit grünlichem Licht der Künstlerin Zimmer umspielet,
Die, was selbst sie erschuf, sinnig am Fremden erklärt. — *)

F. Kind.

*) S. die Erklärung der Kupferstiche im Taschenbuche für Damen 1817. S. 7 — 11.